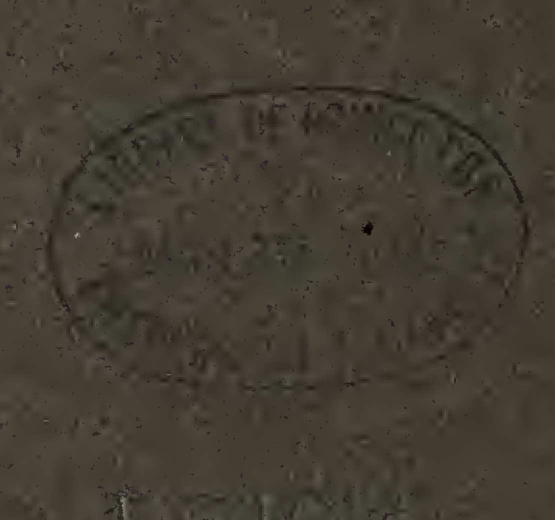
HAURAN.

Reisebilder aus Palästina

von

Henrik Scharling
Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen.





Aus den Ruinen von Bosra.

HAURAN.

Reisebilder aus Palästina

von

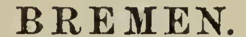
Henrik Scharling

Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen.

Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt

von

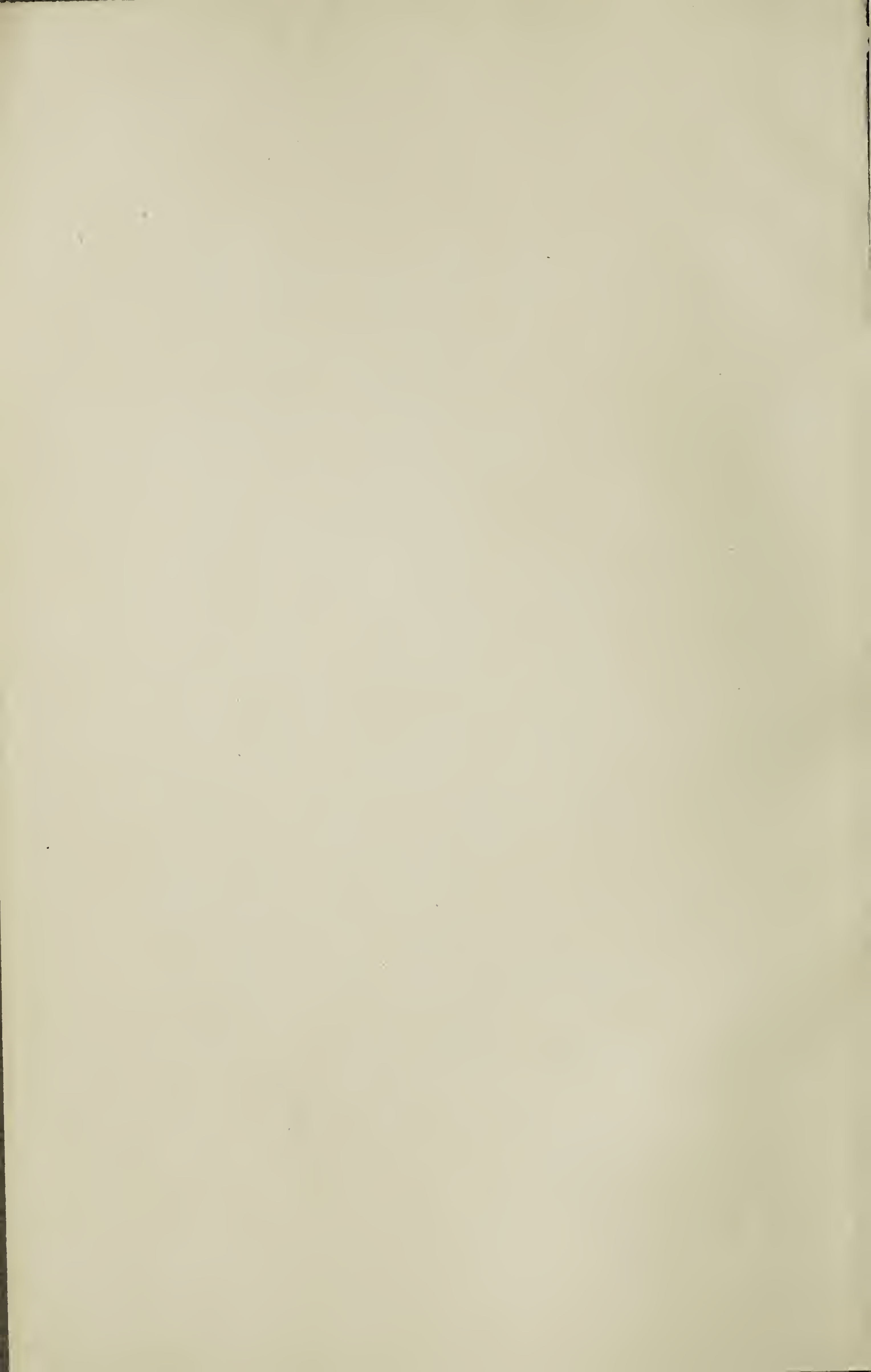
P. J. Willatzen.



BREMEN.

Druck und Verlag von M. Heinsius Nachfolger.

1890.



Die Reise, welche Professor Buhl*) und ich im Frühlinge dieses Jahres (1889) nach dem heiligen Lande unternahmen, hatte, wenigstens was mich betrifft, zunächst den Zweck, Klarheit über verschiedene Fragen hinsichtlich der Topographie Jerusalems im Altertume zu verschaffen, daneben erschien es mir aber wünschenswert einige Gegenden Palästinas kennen zu lernen, insoweit sich die Gelegenheit dazu bot. Unter diesen nahm die Landschaft Hauran im östlichen Palästina einen hervorragenden Platz ein.

Als ich vor etwa dreissig Jahren jene Gegenden bereiste, lag Hauran ausserhalb meines Gesichtskreises. Es war im höchsten Grade unsicher, durchstreift von räuberischen Beduinenstämmen, welche weder das Gut des Reisenden noch sein Leben schonten.

---

*) Ausgezeichneter Lehrer des Hebräischen an der Universität Kopenhagen, erhielt derselbe Ende 1889 von der sächsischen Regierung einen ehrenvollen Ruf an die Universität Leipzig, welchen er inzwischen angenommen hat.

Anm. d. Übers.

Nur äusserst wenige, sehr kühne und mit der Sprache und den Sitten der Beduinen ganz vertraute Reisende hatten sich dahin gewagt. Unter diesen können genannt werden Seetzen, der mit Lebensgefahr im Jahre 1805, und Burkhardt, welcher 1810 Hauran bereiste; von Neueren wären hervor zu heben Wetzstein, welcher als preussischer Konsul in Damaskus im Herbst 1858 eine Reise dahin unternahm und eine interessante Beschreibung derselben herausgab (1860) — und endlich der französische Graf de Vogüe, welcher die Resultate seiner Beobachtungen in dem grossen Prachtwerke: La Syrie centrale (I—II. 1865—77) niedergelegt hat.

Jetzt sind die Verhältnisse dort gänzlich andere geworden. Die Türken haben im letzten Jahrzehnt aus ihrer Herrschaft über das Land Ernst gemacht; sie haben einige grosse Kasernen angelegt, sowie hin und wieder Wachtposten ausgestellt, und mit Hilfe dieser halten sie die Beduinen im Zaume. Vollkommene Sicherheit ist allerdings nicht erreicht und kann der Natur der Dinge nach auch nicht erreicht werden, da das Land nach der Seite der grossen Wüsteneien hin gar zu offen liegt, so dass hier alle Militärwache

eine Unmöglichkeit ist; allein man kann doch ohne unmittelbare Gefahr dort verkehren.

Für meine Reisegefährten und mich war um so mehr Veranlassung Hauran zu besuchen, als unser Freund, der dänische Konsul Löytved in Beirut, seit langem versprochen hatte, uns auf unserer Reise durch dasselbe zu begleiten. Einen besseren Führer konnten wir uns nicht wünschen, da er schon früher dort gereist hat, viele der Scheiks persönlich kennt und mit grosser Fertigkeit Arabisch spricht.

Durch Briefe und Telegramme war es festgesetzt worden, dass wir am Sonnabend, den 27. April, in Banias, dem alten Cäsarea Philippi, zusammen treffen wollten. Nach einmonatigem Aufenthalt in Jerusalem zogen Professor Buhl und ich, allein von einem arabischen Dragoman begleitet, durch Palästina über Nablus, Nazareth, Tiberias und Saphed und kamen auch am bestimmten Tage um die Mittagszeit in Banias an. Wir befanden uns in grosser Spannung, ob wir nun auch Konsul Löytved treffen würden; denn wir wussten, dass er von Geschäften stark in Anspruch genommen war, und dass das eine oder andere unerwartete Hindernis

leicht eingetreten sein konnte. In diesem Falle hätten wir die Reise in Hauran aufgeben müssen; denn ohne ihn konnten und wollten wir sie nicht unternehmen, und dann wäre uns nichts anderes übrig geblieben, als geradeswegs nach Damaskus zu ziehen. Der Tag verging unter Fragen und Forschen den Weg entlang und die Berghöhen hinan, allein Löytved war weder zu sehen noch zu hören. Je tiefer die Sonne sank und je länger die Schatten wurden, desto grösser wurde unsere Unruhe. Abends endlich scholl uns der frohe Ruf entgegen, dass die Dienerschaft angekommen sei, und wir fanden sie kurz darauf im Begriff, das Nachtlager im Hause des Scheiks, wo wir übernachten sollten, zuzubereiten. Wir gingen aus der kleinen Stadt hinaus und trafen bei Sonnenuntergang inmitten der plätschernden Quellen und Wasserläufe, die an allen Seiten Banias umgeben, mit Löytved selbst zusammen. Er war in Baalbek aufgehalten worden, wo er zur Zeit ein neues Schulgebäude aufführen lässt, und hatte in zwei langen, anstrengenden Tagereisen Banias kaum zur festgesetzten Zeit erreichen können. Ihn begleiteten zwei „fremde“ Herren, wie uns zuerst gesagt wurde,

welche aber bei näherem Augenschein sich als zwei Landsleute und Freunde erwiesen, mit denen wir schon in Jerusalem zusammen gewesen waren. Es war eine angenehme Begegnung, und auf dem flachen Dache des Hauses, wo unsere Abendmahlzeit aufgetragen ward, brachten wir einen vergnügten Abend zu. Das Dunkel brach herein, aber der Frühlingsabend war lau und mild, in den Bechern floss der Wein reichlich, und wir hatten ausreichenden Gesprächsstoff, teils in gegenseitigen Mitteilungen unserer verschiedenen Erlebnisse und teils in Reiseplänen für die folgenden Tage.

Wir waren also jetzt fünf Dänen beisammen und uns begleitete eine ganze kleine Karawane, wie die Verhältnisse in jenem Lande es eben erfordern. An der Spitze des Zuges ritt gewöhnlich der Kawass Mohamed mit einer langen Büchse über der Schulter, dann war der Koch Josef da, welcher der Zubereitung der Speisen vorstand, und der Diener Josef, welchem die Aufwartung oblag, ferner unser Dragoman von Palästina, welcher laut Abrede uns durch Hauran begleiten sollte, und endlich kamen zwei oder drei Pferdewärter oder Mukare, sowie ein

oder zwei Eseltreiber. An Gepäck führten wir bei uns Feldbetten mit zugehörenden Matratzen und Teppichen, ferner Proviant und Wein, da dergleichen in Hauran nicht zu finden ist, samt dem notwendigen Reisezeug. Dagegen führten wir keine Zelte mit uns, welche sonst für eine Reise in Hauran als nötig angesehen werden, weil wir darauf rechneten, bei den arabischen Scheiks Nachtquartier erhalten zu können. Die ganze Reisegesellschaft bestand also aus 11 oder 12 Personen mit der entsprechenden Anzahl von Pferden und Lasttieren. —

Hauran ist der Name der südlich von Damaskus und östlich von den Quellen des Jordan und dem See Genezareth gelegenen Landschaft. Gegen Süden und Osten wird sie von Wüsten begrenzt. Ursprünglich dient der Name zur Bezeichnung des Berglandes, ist aber später auch auf die Landschaft der Ebene ausgedehnt worden. — Das ganze Gebiet hat von Westen nach Osten eine Breite von zehn bis zwölf und von Norden nach Süden eine Länge von achtzehn bis zwanzig Meilen. Für Geologen bietet es durch seine vulkanischen Bildungen grosses Interesse. Die Hauranberge im östlichen

Teile, Djebel Hauran, sind eine Reihe nun ausgebrannter Vulkane, von welchen namentlich zwei, Sihan im Norden und Kleb im Süden, sich durch Grösse und Umfang auszeichnen. Von diesen sind ungeheure Lavamassen über die westliche Landfläche hingeflossen. Der nördliche Teil derselben, die sogenannte Ledja, ist vulkanisches Lavagefild, bedeckt von sparsamem Pflanzenwuchs und mit einer Menge von Rissen und Schlüften, die es zu einem trefflichen Versteck und Zufluchtsort für jeglichen machen, der aus dem einen oder andern Grunde mit der Regierung zerfallen ist und für eine Zeit sich ihrem Arme zu entziehen wünscht. Auch finden sich in der Ledja hin und wieder einzelne Brunnen und einige kleine Seen, so dass das Land bewohnbar ist und sich auch eine Anzahl kleinerer Ortschaften hier findet. Der westliche und südliche Teil Haurans, welcher aus verwitterten Lava- und Basaltmassen besteht, ist dagegen sehr fruchtbares Land mit vorzüglichen Weiden und ausgedehnten Weizenfeldern. Auch die Hauranberge selbst geben gute Weideplätze, und ein Teil von ihnen ist mit Eichenwäldern bestanden.

Noch wilder ist die Gegend im Osten

von Hauran. Hier treffen wir zuerst die grosse Lavawüste Harra, bedeckt mit einer Schicht Steine von der Grösse einer Faust bis zu Mannesgrösse, welche aus den Vulkanen heraus geschleudert zu sein scheinen. Auch hier findet sich eine Anzahl von Höhlen und Klüften, die im Frühling sich in Grün kleiden und für die Beduinen dürftige Weiden abgeben; aber Ende April wird alles von der Sonne versengt, und dann müssen jene mit ihren Herden hinüber nach den Hauranbergen ziehen. Sommers herrscht eine entsetzliche Hitze und Dürre, und dann wird jeder Aufenthalt hier zur Unmöglichkeit. Vielleicht ist das die glühende Lavawüste, auf welche der Prophet Jeremias mit einem Wortspiel in Kap. 17 Vers 6 hindeutet, wo er von dem vom Herrn Verfluchten redet, der in der brennenden Wüste (Harerim) wohnen soll.*) Im Norden dieser Wüste liegt das eigentliche vulkanische Zentrum, Safa. Dies ist ein schwarzes, matt schimmerndes Plateau, von welchem sich eine Reihe ausgebrannter Krater erheben. Hier findet sich kein Tropfen Wasser, folglich auch nicht der geringste

---

*) Wetzstein, Reisebericht über Hauran und die Trachonen. 1860. S. 21.

Pflanzenwuchs, so dass das ganze am meisten einem gewaltigen schwarzen Eisenguss von der Ausdehnung mehrerer Meilen gleicht Weder Menschen noch Tiere können hier längere Zeit leben, aber wegen der vielen Höhlen, Klüfte und Spalten in der Lavamasse ist Safa ein treffliches Versteck für die, welche auf kürzere Zeit sich der Verfolgung mächtiger Feinde entziehen wollen. Im Osten von diesen vulkanischen Wildnissen endlich erstreckt sich die grosse Steppe Hamad bis unmittelbar an den Euphrat. Es geht hieraus hervor, dass Hauran gegen Osten und Süden an grosse Wüsten und ausgedehnte Steppen grenzt, und diese Lage hat für die Geschichte des Landes bis auf den heutigen Tag die allergrösste Bedeutung gehabt. Die Bedingung dafür, dass Hauran ein fruchtbares und reiches Kulturland werde, ist nämlich, dass es durch starke Militärwachen gegen die räuberischen Nomadenstämme gesichert sein muss, welche von uralter Zeit bis heute sich in der Wüste getummelt haben. Wird dieser Schutz genommen, dann ist das Land der Plünderung preisgegeben und liegt öde, wie das nun seit mehr als einem Jahrtausend der Fall

gewesen, seitdem es der Herrschaft des Islam unterworfen wurde.

Es waren übrigens nicht diese grossartigen Lavabildungen, die uns anzogen; nicht nur gingen uns die nötigen geologischen Kenntnisse ab, um sie recht verstehen zu können, wir hatten auch nicht die Kühnheit, in diese wilden, zerrissenen Lavawüsten hinein zu dringen. Hauran war es, welches wir auffuchen wollten, nicht wegen seiner Natur, sondern um seiner Geschichte und der zahlreichen Altertumsüberreste willen, die hier sich noch finden und neues Licht auf eine ganze Periode der Kultur- und Kunstgeschichte werfen.

Hauran tritt zweimal in Israels Geschichte hervor, merkwürdigerweise im ersten Beginne derselben und wiederum eben vor dem Schlusse, während wir in der ganzen dazwischen liegenden Periode von fast anderthalb Jahrtausenden nichts davon vernehmen. Zu der Zeit, als Moses die Kinder Israels dem gelobten Lande zuführte, gehörte der südliche Teil Haurans zu Basan, und der mächtige Amoriterkönig Og hatte von da seine Herrschaft ganz bis an den Berg Hermon ausgedehnt (5. Mos. 3. 8). Hier war die Land-

schaft Argob, der westliche Abhang der Hauranberge, von welcher berichtet wird, dass in derselben sechzig feste Städte mit hohen Mauern lagen, versehen mit doppelten Thoren und Querbalken. Hieraus ist ersichtlich, dass dort schon in jener fernen Urzeit ein hoher Grad von Kultur geherrscht hat; das Land war fruchtbar und reich, Basans treffliche Weiden und seine fetten Ochsen genossen nicht mindern Ruf als seine herrlichen Eichenwälder (Ezech. 39. 18; 27. 6; Es. 2. 13). Alles dieses fiel nach blutigen Kämpfen dem Volke Israel zu, welches die amoritische Bevölkerung ausrottete. Bei der Verteilung des Landes erhielt der halbe Stamm Manasse es als Erblos. Aber von da an vernehmen wir lange Zeit nichts weiter von diesen reichen und fruchtbaren Länderstrecken; es darf sicher angenommen werden, dass die hier wohnenden Israeliten mit ihren Herden auf den üppigen Weiden ein Nomadenleben geführt haben, und dass während dieses einförmigen Daseins nichts stattgefunden hat, was die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber auf sie hinlenken konnte. Dies geschieht erst zur Zeit Christi. Das Land ist nun den Römern unterworfen und in fünf

Provinzen eingeteilt worden, von welchen wir den Namen Auranitis in dem gegenwärtigen Hauran wiederfinden, während Trachonitis der Ledja entspricht, Batanäa ist das Haurangebirge, Gaulonitis und Ituräa sind die im Westen und Norden anstossenden Länderstrecken. Alles dieses wurde von den Römern König Herodes dem Grossen geschenkt und ging von ihm auf seinen Sohn, den Tetrarchen Philipp über. Um diese Zeit beginnt die etwa ein halbes Jahrtausend umfassende eigentliche Blüteperiode Haurans. Arabische Volksstämme wanderten ein, welche aus Südarabien gekommen zu sein scheinen, wo damals eine reiche Kultur herrschte. Es waren nicht die wilden Söhne der Wüste, sondern eine Bevölkerung, die in gemauerten Wohnungen lebte und nun ihre Baulust und sonstige Lebensweise mitbrachte. Sie errichteten verschiedene kleinere Fürstentümer in teilweiser Abhängigkeit von Rom. Einer dieser arabischen Fürsten wird gelegentlich im Neuen Testament erwähnt: es ist der König Aretas, welcher Damaskus besetzt hielt, als der Apostel Paulus unmittelbar nach seiner Bekehrung (2. Kor, 11. 32) dahin kam. Die Römer machten sich allmählich zu Herren über dies

alles, sorgten aber auch für die Sicherheit des Landes, indem sie Wege und befestigte Lager anlegten, welche die zahlreichen Räuberbanden im Zaume hielten. Der alte Geograph Strabo erzählt dieses auf eine Weise, welche eine eigentümliche Parallele mit den gegenwärtigen Verhältnissen darbietet: „Die Barbaren plündern die Kaufleute. Dies findet jedoch jetzt weniger statt, nachdem die Räuberbanden des Zenodorus durch die guten Einrichtungen der Römer zerstreut worden sind und die Sicherheit in Syrien durch Soldaten aufrecht erhalten wird" (16. Buch, Kap, 2). Unter diesen glücklichen Verhältnissen blühte der Handel, eine Reihe von Städten erhob sich, unter welchen die Hauptstadt des Landes, Bostra, den ersten Rang einnahm. Durch diese führte der Handelsweg zwischen Damaskus und dem mittelländischen Meere auf der einen und Persien und Indien auf der andern Seite, wodurch grosse Reichtümer gewonnen wurden. Die neuen Bürger führten für sich selbst aus dem trefflichen Baumaterial des Landes, dem dunkeln Basalt, grosse Wohnhäuser auf und dazu herrliche öffentliche Prachtbauten, Tempel, Triumphbögen, Thermen u. dergl. Das

Christentum fand schnellen Eingang und gab dieser ganzen reichen Kultur ihr Gepräge; eine Menge von Kirchen wurde in eigentümlichem Baustile aufgeführt. So blühte Hauran durch grossen Handelsumsatz und seine natürliche Fruchtbarkeit, und es fehlte der grossen Baulust, von welcher die kunstliebende Bevölkerung beseelt war, nicht an Mitteln. Da kam es wie ein vernichtender Wüstenwind, der im Laufe einiger Jahre die ganze reiche Kultur zerstörte: das war der Islam, dessen fanatische Scharen aus den Sandwüsten Arabiens hervorbrachen. Dies ergab also eine neue Einwanderung von Arabien, aber nicht wie früher die eines hoch entwickelten Kulturvolkes mit Liebe zur Kunst und einem friedlichen Handelsleben, sondern umziehender kriegerischer Nomadenstämme, die ein neuer religiöser Glaube im Verein mit Lust zu Raub und Plünderung mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts trieb. Im siebenten Jahrhundert ergossen sie sich über Hauran, dessen Bevölkerung entweder niedergehauen oder verjagt wurde. Von dieser Zeit an war es mit Haurans Kultur vorbei, und bis auf den heutigen Tag liegt das Land öde als eines der merkwürdigsten

Ruinengefilde. Da die Bauwerke so gut wie ausschliesslich aus Basalt und Lava aufgeführt waren, konnten sie nicht niedergebrannt werden, auch wurden sie nicht umgebaut, denn die neue Bevölkerung waren flüchtige Nomadenstämme, welche sich den Städten fern hielten und die guten Weidestrecken aufsuchten. Auf diese Weise blieben die Städte öde und verlassen stehen, die alte Bevölkerung floh oder wurde vertrieben, und die neue besetzte sie nicht wieder. Natürlich stürzte im Laufe der Jahrhunderte einzelnes zusammen, und namentlich haben Erdbeben manches stolze Prachtgebäude zur Erde geschleudert; man trifft überhaupt nur selten irgend eine Kirche oder einen Tempel in unbeschädigtem Zustande. Aber äusserst häufig gewahrt man Säulen und Bogenwölbungen, welche von der Pracht des Altertums zeugen, und man wird ohne Schwierigkeit in Gedanken das Bild jener reichen, jetzt dahin geschwundenen Kultur vervollständigen können.

Der „toten Städte“ in Hauran sind viele. Sie stehen vollkommen verlassen, wir sehen Häuser und Mauern, wir reiten in sie hinein, Strasse auf und Strasse ab, treffen aber selten

einen Menschen — die Stille des Todes herrscht drinnen, leere Fenster und offene Thüren gähnen uns an, aber kein Willkommsgruss, keine Frage, kein menschliches Wort tönt uns entgegen. Einzelne dieser Städte sind in den späteren Jahren von den Drusen oder wandernden Arabern in Besitz genommen worden, welche sich der Paläste des Altertums bemächtigt haben und hinein gezogen sind wie in leere Schneckengehäuse. Namentlich nach der Niedermetzelung der Christen in Damaskus und im Libanon (1860) sind viele auf die eine oder andere Weise darin verwickelte Drusen ausgewandert und haben in Hauran einen Unterschlupf gesucht. Zu diesen kamen dann Tscherkessenfamilien, welche nach 1878 von Bulgarien, missvergnügt mit der dortigen neuen Ordnung, auswanderten und von der türkischen Regierung Wohnungen und Ländereien in Hauran angewiesen erhielten. Diese tragen bei zur Kultivierung des Landes, andererseits aber auch zur Vernichtung der Denkmäler des Altertums, indem sie dieselben teils niederreissen, teils nach ihren eigenen Bedürfnissen ummodeln. Bei den Araber- oder Drusenscheiks statteten wir häufig Besuche ab, um

von dem langen Ritt uns auszuruhen oder um für die Nacht Unterkommen zu suchen. Konsul Löytved war alsdann unser Wortführer; gewöhnlich scharte ein Teil der Bewohner des Ortes sich um uns um Neuigkeiten zu hören. Diese „Arabesken“, wie ich sie wohl nennen darf, trugen wesentlich dazu bei, der Reise Farbe und Stimmung zu geben.

Am Sonntag Morgen, den 28. April, brach unsere Karawane von Banias auf. Der erste Tag brachte uns nichts sonderlich Neues. Wir zogen südwärts über die grasreichen Ebenen Djolans, des alten Gaulonitis. Die einzelnen kegelförmigen Höhen, welche hin und wieder sich zeigten, gaben der eintönigen Landschaft Abwechslung. Es zeigte sich schwierig, zwischen den vielen auf den grossen Ebenen sich kreuzenden Pfaden den Weg zu finden, aber einige Ziegenhirten waren uns behilflich endlich die rechte Strasse zu ermitteln. Erst zur Zeit des Sonnenunterganges, bei Eintritt der Dunkelheit, erreichten wir das Dorf Hara, wo wir beim Scheik unser Nachtquartier aufschlugen. Wir wurden gastfrei empfangen, man schlach-

tete sogar ein Lamm für unser Abendessen, allein das Nachtlager war allerdings sehr erbärmlich. Uns wurde ein Raum angewiesen, der mehr Ähnlichkeit mit einer Höhle als mit einer menschlichen Wohnung zeigte. Eine Katze hatte mit ihren Jungen darin ein Lager aufgesucht; sie wurde nun freilich vertrieben, aber nur um in der Stille sich wieder zurück zu schleichen, und Ungeziefer fand sich vollauf darin, so dass die Nachtruhe eine kümmerliche war. Einige der Gesellschaft zogen es vor, ihre Betten im Hofe in einer Art von seltsamen Ständern aufzustellen, die zu diesem Gebrauche dienen sollten, und also unter offenem Himmel zu schlafen. Sie wurden wohl von den Plagen der Höhle befreit, hatten dafür aber unter grosser Kühle zu leiden, namentlich in der Frühe des Morgens, als ein kühler Wind von den Bergen herunter blies. In der erquickenden Morgenluft und dem klaren Sonnenschein waren die Beschwernisse der Nacht jedoch bald vergessen. Nachdem wir unser Frühstück eingenommen hatten, setzten wir die Reise fort. Jetzt waren wir in Hauran, doch unterschied sich die Landschaft nicht sonderlich von derjenigen, die wir am Tage vorher gesehen hatten: weite,

baumlose Ebenen mit reichen Weiden wechselten ab mit öden, steinigen Strecken; hin und wieder ragten isolierte Höhen empor. Desto grössere Eigentümlichkeiten zeigten die Dörfer, an denen wir vorüber zogen.

Alle Häuser und Bauwerke in Hauran sind aus einem und demselben Material aufgeführt, nämlich aus Dolerit, einer vulkanischen Steinart, welche mit Basalt nahe verwandt und von dunkler oder grauschwarzer Farbe ist. Sie wird in länglichen Quadern zugehauen, die man auf einander schichtet — Holz wird gar nicht verwendet. Von diesem grauschwarzen Dolerit erhält alles eine düstere und dunkle Farbe, fast wie eine Art Trauergewand, dessen Wirkung fernerhin dadurch erhöht wird, dass in den gewöhnlichen Wohnhäusern sich meistens keine Fenster finden, sondern Licht durch die Thüren hineingelassen wird. Der dadurch hervorgerufene melancholische Eindruck wird jedoch glücklicherweise durch die hellen uud klaren Farbentöne der Umgebungen aufgehoben. Erst sind es die üppigen Grasfelder mit ihrer saftigen, grünen Farbe, die jedenfalls während der Frühlingsmonate für die dunkeln Steinmassen eine lebhafte Einfassung bilden

— im Sommer, wenn die brennende Sonne alles Gras versengt, wird es allerdings anders. Dann ist ferner droben der helle, blaue Himmel mit seiner durchsichtigen Klarheit. Hierzu kommt, was namentlich auf mich Eindruck machte, die malerische Tracht der Bewohner mit den kräftigen roten, blauen oder grünen Farben, die grade auf dem dunkeln Hintergrunde der Häuser und Mauern mit verdoppelter Kraft wirkten. Und über allem diesem muss man sich den schimmernden Lichtschein der Sonne Syriens denken, der alles gleichsam in Feuer und Licht und Glanz badete. Ein Maler müsste hier die herrlichsten Licht- und Farbenstudien machen können. Wir waren vom Wetter nun allerdings ganz ausnehmend begünstigt. Während wir in Jerusalem häufig vom Chamsin geplagt worden waren — dem heissen Wüstenwinde, der namentlich im April und Mai Ägyptens und Palästinas Landplage ist und durch seine ausdörrende, schwüle Hitze einen Gegensatz zu unsern österlichen Ostwinden bildet — waren wir in Hauran ganz von ihm unbelästigt und hatten das schönste Frühlingswetter mit prächtigem Sonnenschein und leichter, klarer Luft; während der Nächte

und beim Herannahen des Morgens war es sogar ziemlich kühl. Wäre der Chamsin in diesen schattenlosen, offenen Gegenden eingetreten, dann würde er unsere Reise in hohem Grade beschwerlich gemacht und uns viel von der Freude an derselben geraubt haben.

Im Dorfe Inchil trafen wir das erste hauranitische Monument, die Überreste einer alten Kirche aus dem vierten oder fünften Jahrhundert. Über den grossen Bogengewölben war die Decke von dunkeln Doleritplatten gelegt: die Fassade mit ihrem Thore und ihren Fenstern war sehr wohl erhalten. Jetzt wurde die Kirche zum Stapelort oder zu ähnlichem benutzt, aber ihre eigentümlichen architektonischen Formen erregten in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit und die Lust, mehr von derselben Art zu sehen.

Im Laufe des Nachmittags kamen wir an einer der „toten" Städte Namens Schakra vorüber. Da wir an diesem Tage keinen langen Weg zurückzulegen hatten, beschlossen wir in sie hineinzureiten, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Wir ritten zuerst an den Mauern entlang und kamen darauf zunächst hinein in die menschenleeren Strassen.

Die dunkeln Basalthäuser standen aneinander gereiht und machten durch ihre grauschwarze Farbe die Einsamkeit noch düstrer und mehr verlassen. Durch die offenen Thüren und Thore schauten wir hinein in die leeren Hofräume. Als wir nach und nach weiter gekommen waren, erwies es sich, dass die Stadt doch nicht so vollständig tot sei. Eine kleine umherziehende Araberschar hatte sie nämlich in Besitz genommen und sich in den herrenlosen Häusern einquartiert. Sie waren Christen und gehörten der griechisch-katholischen Kirche an. Ihr Priester sprach ganz gut Französisch, welches er auf einem Seminar in Beirut gelernt hatte, und ihm verdankte ich etliche Aufklärungen. Die Gemeinde betrug etwa 150 Seelen; sie hatten vor einigen Jahren die Stadt in Besitz genommen, allein der Priester klagte bitterlich über die Armut und den Druck, unter welchem sie lebten. Der Boden war hart und schwierig zu bearbeiten, und alle Nachbarn rings umher waren Muhamedaner, die auf alle und jede Weise sie plagten und unterdrückten, ohne dass sie irgend welchen Schutz fanden. Auf unser Begehr führten sie uns hinein in die Kirche der Stadt, welche aus dem Alter-

tume stammte, aber als Magazin dienen musste, doch konnten wir noch die hohen Bogengewölbe sehen. Die gegenwärtige Gemeinde hielt in einer andern kleinen Kirche Gottesdienst.

Eine Stunde später kamen wir bei guter Zeit in der Stadt Ezra oder Zora an. Sie liegt, wie die meisten Städte Haurans, auf einer kleinen Anhöhe, von welcher man über die umliegende Ebene eine weite Aussicht hat. Hier wie in anderen Städten ist der Weg durch die Strassen sehr beschwerlich, passiere man sie nun zu Pferde oder zu Fusse, und zwar wegen der vielen herabgefallenen Steinblöcke, über die man sich hinweg arbeiten muss. Wir fanden beim Scheik einen gastlichen Empfang und erhielten diesmal ein gutes Nachtquartier. Eine hohe, geräumige, steinerne Halle, deren Decke von Bogengewölben getragen war, wurde uns angewiesen, und hier liessen wir unsere Betten aufstellen. Unsere Abendmahlzeit nahmen wir draussen im offenen Hofe ein — das ganze Gebäude trug ein vornehmes Gepräge und schien früher ein Palast gewesen zu sein. Ein Teil der Stadtbevölkerung bestand aus Christen; das Gerücht von unserer Ankunft verbreitete

sich schnell, und nach beendeter Abendmahlzeit erhielten wir grossen Besuch von den christlichen Arabern, welche erschienen, um ihre Glaubensgenossen zu begrüssen, selbstverständlich nur die Männer; die Weiber kamen uns nicht zu Gesichte. Wir baten sie Platz zu nehmen, und sie lagerten sich auf morgenländische Weise draussen im Hofe in weitem Kreise. Der Scheik liess Kaffee herumreichen in den bekannten kleinen türkischen Kaffeetassen, die von Mann zu Mann gingen, während die Cigarretten oder Pfeifen dazu angezündet wurden. Die Unterredung kam zu stande und wurde, was uns betraf, namentlich mit Hülfe Löytveds geführt. Viele von diesen Arabern waren kräftige und hohe Gestalten mit offenen und schönen Gesichtern. Der ganze Kreis mit den bunten Mänteln und Gewandungen, über welche das ungewisse Licht einiger angezündeter Laternen fiel, die in der Mitte aufgestellt wurden, gewährte einen malerischen Anblick. Nach Verlauf einer Stunde erhoben sie sich, sagten uns freundlich gute Nacht und verfügten sich in ihr Heim, und wir säumten nicht, nach den Beschwerden des Tages unsere Betten aufzusuchen.

Ezra oder, wie sie auch genannt wird, Zora, war im Altertum eine reiche Handelsstadt; die vielen Ruinen, welche man noch vorfindet, zeugen davon. Namentlich sind viele Privathäuser erhalten, welche teils unbewohnt stehen, teils von der gegenwärtigen geringen und armseligen Bevölkerung benutzt werden. Griechische Inschriften, die sich an einigen von ihnen befinden, teilen uns mit, dass sie aus den ersten Jahrhunderten nach Christus herrühren. Viele der Gebäude sind zu unförmlichen Steinhaufen zusammen gestürzt, doch finden sich noch einzelne wohl erhaltene. Sie sind, wie überall hier, von grauschwarzen Basalt- oder Doleritsteinen aufgeführt, Holz scheint nicht benutzt zu sein; denn nicht nur die Wände, sondern auch die Decken und Fussböden, ja selbst die Thüren sind von Stein. Namentlich die letzteren sind bemerkenswert; sie bestehen aus einer einzigen Steinplatte, oder wo es Flügelthüren giebt, aus zwei Steinplatten, welche sich um cylinderförmige steinerne Zapfen oben und unten drehen, die sich in entsprechenden Aushöhlungen in der Thürschwellen unterhalb und dem Thürrahmen oberhalb bewegen, die beide ebenfalls von

Stein sind. Sie lassen sich schwer bewegen, und ein Mann muss sich mit aller Kraft dagegen stemmen, um sie auf- oder zuzuschieben. Die Zimmer sind nach der Weise des Südens um einen offenen Hofraum gelegt, so dass jedes Gemach seinen besonderen Eingang hat. Durch diesen wird gewöhnlich dem Lichte der Zutritt gestattet, doch sind auch Fenster angebracht; diese bestehen aus Steinplatten, mit kleinen kreisrunden Löchern oder zuweilen künstlicheren Ausschnitten durchbrochen, durch welche das Licht herein fällt. Die Häuser bestehen häufig aus zwei Stockwerken; eine steinerne Treppe, welche draussen am Hause angebracht ist, führt dann zum oberen Stockwerk hinauf. An vielen Stellen sahen wir steinerne Balustraden hervorragen, auf welchen Balkone angebracht gewesen sind, die einst vielleicht mit bunten Teppichen gegen die Sonne bedeckt waren.

In grossen Räumen, sowohl in privaten als in öffentlichen Gebäuden, findet sich eine Bauform angewendet, welche für ganz Hauran charakteristisch ist; dies ist der grosse steinerne Bogen, welcher für die flache steinerne Decke als Unterlage dient. Zwei oder drei derselben, aus behauenen Basaltsteinen zu-

sammen gefügt, spannen von Wand zu Wand; oben auf diese werden flache Steinplatten gelegt, ebenfalls aus Basalt oder Dolerit, und aus diesen ist die Decke gebildet. Auf diese Weise können bedeutende Räumlichkeiten von der schweren steinernen Decke überdacht werden; man brachte dann eine ganze Reihe einander parallele Steinbögen an, und über diese legte man die Steinplatten, woran wir häufig in den Kirchen Beispiele sehen; die Bauart ist so fest, dass diese Bogenwölbungen und die dazu gehörenden flachen steinernen Decken noch nach Verlauf von anderthalb Jahrtausenden stehen.

Eines der am besten erhaltenen Gebäude ist die grosse St. Georgskirche. Um in diese hinein zu gelangen, mussten wir unter grossen Beschwerden eine Menge von Steinblöcken überklettern, welche aufeinander gewälzt waren. Als wir uns über sie hinweg gearbeitet hatten und glücklich an der andern Seite angekommen waren — nicht ohne Gefahr eine Hand oder einen Fuss zu verstauchen oder zu brechen — wurden wir durch den Anblick des grossen, hoch überwölbten Raumes, in den wir so gelangten, äusserst

überrascht. Das Innere der Kirche besteht aus zwei Kreisen von Pfeilern, die, jeder ein Achteck bildend, einer um den andern aufgestellt sind. Zwischen der äussern Reihe und der viereckigen Aussenmauer sind jene oben erwähnten Bogenwölbungen ausgespannt, über welche die steinerne Decke gelegt ist. Die innere Reihe trägt einen sogenannten Tambour, über welchem sich eine mächtige eiförmige Kuppel wölbt. Diese letztere gewährte einen hohen Grad architektonischen Interesses, indem sie den Uebergang von der einfacheren Kuppelwölbung des Altertums zu den kühneren und mehr zusammengesetzten Kuppelsystemen des byzantinischen Stils aufweist, wie wir sie z. B. in der Sophienkirche in Konstantinopel angewendet finden. Der einfache und reine Stil der Kirche ohne irgend welche dekorative Überbürdung, sondern mit einem Gepräge der Erhabenheit, macht auf den Beschauer einen tiefen Eindruck. Eine lange, griechische Inschrift, in den Stein über dem mittleren Haupteingang zur Kirche eingehauen, verkündet, dass diese an der Stelle aufgeführt ist, wo ehedem ein heidnischer Tempel stand: „Der Versammlungsort der

Dämonen ist Gottes Haus geworden; das Licht des Heiles erhellet die Stätte, welche die Finsternis verdunkelte; die Gesänge der Engel sind an die Stelle abgöttischer Opfer getreten; wo man sonst die Orgien des Götzendienstes feierte, singt man jetzt zum Preise des Herrn" — und die Inschrift schliesst mit der wichtigen Zeitbestimmung, dass diese Kirche, welche zu Ehren St. Georgs erbaut ist, im Jahre 410 (Aera Bostrensis) d. i. 515 nach Christi Geburt vollendet wurde. Es ist kaum anzunehmen, dass die Kirche seit dieser Zeit baulicher Veränderung unterworfen worden ist. Noch immer feiern die Christen in Ezra ihren Gottesdienst in dieser mehr als 1300 Jahre alten Kirche, mit deren Alter nur äusserst wenige Kirchen in Europa sich messen können.

Ausser der grossen St. Georgskirche findet man auch eine kleinere, dem Propheten Elias geweihte Kirche, welche jedoch grösstenteils in Ruinen liegt. Auch an andern Ruinen kamen wir vorüber, unter denen namentlich zwei prächtige Bogengänge erwähnt werden müssen, welche einander gegenüber an den Seiten eines offenen Raumes lagen; soweit wir zu erkennen ver-

mochten, waren es Überreste eines Klosterhofes.

Was hier von Ezra erzählt worden ist, gilt zum grössten Teile auch von Bosra, Kanawat, Schubba und den andern Städten Haurans, die wir besuchten. Der Baustil ist derselbe, und überall begegnet man denselben dunkeln, tristen, zum Teil zusammengestürzten Gebäuden, die auf den Beschauer einen melancholischen Eindruck machen. Will man in der Phantasie sich einen Begriff von der Pracht und Herrlichkeit des Altertums machen, dann muss man vor allem sich die zusammengefallenen Ruinen in ihren früheren unbeschädigten Zustand aufgerichtet denken, und demnächst muss man neben der dunkeln und schwarzen Farbe des Baumaterials sich eine reiche Anwendung kräftiger, lebhafter und bunter Farben vorstellen, nämlich teils von Teppichen, welche über den Balkonen ausgespannt und vor den Thüren oder zum Wandschmuck angebracht waren, teils von den Kleidertrachten der Bewohner selbst. Denken wir uns eine derartige lebhaft sprechende und gestikulierende Menschenmenge, angethan mit roten, grünen oder gelben Mänteln von Seide oder

wollenen Kleidern zwischen den Säulenreihen sich bewegend, die grossen Kirchen erfüllend, sich auf den steinernen Bänken vor den Thüren ausruhend, und dies alles gebadet in dem glanzvollen Lichte der syrischen Sonne, dann erhält man das prächtige Bild eines grossen und reichen Kulturlebens, von welchem die gegenwärtigen Überreste nur einen äusserst matten und schwachen Schatten geben.

Von Ezra setzten wir unsere Reise in südwestlicher Richtung nach Bosra, der alten Hauptstadt des Landes, fort. Der erste Teil des Weges führte durch trockene, unfruchtbare und steinige Gebiete. Es war eine äusserst ermüdende Reise, wo das Auge nichts anderes als die vielen Steine gewahrte, welche überall auf der Ebene zerstreut lagen. Nur der Anblick der bläulichen Formen des Haurangebirges im Osten gab etwas Abwechslung in der ermüdenden Eintönigkeit.

In der Stadt Rachan nahmen wir das Frühstück ein: das Zimmer, welches im oberen Stockwerk eines alten hauranitischen Hauses lag, bedeckte man mit Kissen und Teppichen — ein Sonnensegel wurde über uns ausgespannt, so dass das ganze ein morgen-

ländisches Gepräge bekam. Wir mussten hier, wie auf der ganzen Reise durch Hauran, zu Tische liegen, denn Stühle und Tische giebt es hier nicht. Wenn man wie die Araber mit Fingern isst, mag es eine sehr bequeme und gemächliche Weise sein, aber für uns, die wir stets mit Messer und Gabel hantierten, war die liegende Stellung äusserst unbequem, und es gewährte uns späterhin einen nicht geringen Genuss, als wir endlich Damaskus erreichten, wieder ordentlich nach europäischer Art zu Tische sitzen zu können.

Wir setzten unsere Reise über die grosse Ebene fort, welche nach und nach fruchtbarer wurde und einen freundlichen Anblick darbot. So kamen wir an ausgedehnten Weizenfeldern vorüber, deren grüne Saat im Winde wallte, und über üppige Weiden. Dann und wann begegneten wir einer Schafherde oder einer Trift von Rindern, welche uns an „Basans fette Ochsen“ erinnerten, allein wir waren der Ansicht, dass die Rasse bedeutend degeneriert sein müsse, denn die Tiere waren nur klein und mager. Der Weg erschien uns sehr lang, und wenn wir die Hirten fragten, wie weit wir noch bis Bosra

hätten, erhielten wir verschiedene Angaben über die Länge des Weges. Endlich kamen wir hinauf auf einen Höhenzug, von welchem aus wir eine grosse Festung und verschiedene Türme am Horizont emporragen sahen: dies musste Bosra sein. Es war jedoch noch eine gehörige Strecke Weges bis dahin — die Sonne sank tiefer und tiefer, und wir wollten doch gern vor Sonnenuntergang das Ziel der Reise erreichen. Glücklicherweise wehte ein erfrischender Westwind, die Luft war leicht und kühl, ja, es schien uns, wie so die untergehende Sonne ihre goldenen Strahlen hin über die wallenden Saatfelder warf, dass wir eine dänische Sommerlandschaft vor uns ausgebreitet sähen.

Und nun ging die Sonne unter, und wir waren noch nicht in Bosra angelangt. Sehnsuchtsvoll spähten wir nach den Türmen und der grossen Burg, welcher wir unablässig näher rückten. Es wurde stockfinster, ehe wir die Mauern der Stadt erreichten, und dann hatten wir noch eine Strecke Weges übrig. Zuerst ritten wir aussen um die Stadt herum längs der alten Mauern und darauf hinein durch die engen Gassen der Stadt, überall war der Weg wie besäet mit grossen und kleinen

Steinen — und dann kamen wir endlich zur Wohnung des Scheiks, wo wir Nachtquartier nahmen. Auch die Wohnung dieses Scheiks war ein hauranitisches Prachtgebäude aus dem Altertum. Durch ein steinernes Thor gelangten wir in einen sehr grossen Hofraum, welcher von Gebäuden und Wohngelassen umgeben war, von denen nicht wenige in Trümmern lagen, andere unbenutzt standen. Alles war wie gewöhnlich aus dem dunkeln Basalt- oder Doleritstein aufgeführt. Zur Linken befand sich eine hohe Terrasse, zu welcher eine steinerne Treppe hinanführte, und hier lag die eigentliche Wohnung. In der Mitte war eine offene Halle, welche als eine Art Empfangsraum für ankommende Gäste diente; seitwärts derselben befand sich eine geschlossene, von Bögen überwölbte, steinerne Halle, an deren Wänden entlang Divane und Sofas, ja, sogar ein Himmelbett aufgestellt waren — dieser Raum ward uns als Nachtquartier angewiesen, und in diesem liessen wir unsere Betten aufstellen. In der offenen Halle nahmen wir unsere Mahlzeiten ein, und von hier aus hatten wir am nächsten Tage einen äusserst anmutenden Blick über den grossen Hofraum, welcher angefüllt war

von Eseln, Maultieren und Pferden, sowie von verschiedenen Reisenden, die kamen und fortzogen, denn es schien, als wenn der Hof des Scheiks für alle ein gemeinsamer Zusammenkunftsort sei.

Nach dem langen Ritte waren wir gehörig müde, und meine Reisegefährten begaben sich bald zur Ruhe. Nur Konsul Löytved blieb draussen in der offenen Halle sitzen, um nach Gewohnheit sein Nargileh zu rauchen, und ich setzte mich zu ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten. Es war nun ganz dunkel geworden, und wir sahen die Sterne am Himmel funkeln. Als wir eine Weile gesessen oder vielmehr gelegen und mit einander geplaudert hatten, kam der Scheik, von seinem Sohn begleitet, und begrüsste uns. Wir ersuchten sie Platz zu nehmen: der Scheik setzte sich mit gekreuzten Beinen vor uns nieder, während der Sohn in einiger Entfernung stehen blieb und überhaupt gegen seinen Vater grosse Ehrerbietung bewies. Der Scheik war ein kräftiger, wohlgewachsener Mann; er hatte ein prächtiges Antlitz mit dunkeln Augen und tiefschwarzem Barte. Noch schöner war aber der Sohn, welcher dem Anscheine nach etwa zwanzig Jahre zählen

mochte; er war schlank gewachsen und trug einen hochroten Mantel, der ihm ein fürstliches Aussehen gab. Durch Löytved als Dolmetsch fragte ich den Scheik, ob er dieses schöne Gehöft von seinem Vater geerbt habe. Er antwortete ja und erzählte, dass sein Vater vor einigen Jahren auf der Heimreise von einer Pilgerfahrt nach Mekka gestorben sei. Auf unsere weiteren Fragen erzählte er, er habe Botschaft erhalten, dass sein Vater einige Tagereisen von Bosra totkrank darniederliege — „da sammelte ich 70 Reiter und eilte hin zu ihm, fand ihn aber tot, so dass ich nur die Leiche hierher führen und beerdigen konnte." Ich fragte weiter, ob der Scheik vermählt sei — ja, er habe vier Frauen. „Wie viele Söhne hat der Scheik?" — „Fünf." — „Und wie viele Töchter?" — „Das weiss ich nicht." Diese Antwort war charakteristisch — man erhält sie immer von einem Araber, wenn man fragt, wie viele Töchter er habe — die gehen ihn nichts an.

Wir waren alle sehr gespannt darauf, Bosra zu sehen. Es ist ehedem die Hauptstadt des Landes gewesen und eine grosse Menge von Ruinen zeugt von ihrer einstigen

Herrlichkeit. Man hat angenommen, dass Bosra das im Alten Testament häufig erwähnte Bozra sei, welches in Edom lag, oder das Jer. 48, 24 genannte, welches in Moab lag. Aber das gegenwärtige Bosra befindet sich zu weit nördlich; wahrscheinlicher ist es, dass es mehrere Städte dieses Namens gegeben hat (Bosra bedeutet Einzäunung; es ist verwandt mit ‚Bazar' und konnte also sehr wohl auf verschiedene Ortschaften angewendet werden). Unser Bosra wird zuerst in der römischen Kaiserzeit erwähnt und verdankt seine Blüte besonders dem Kaiser Trajan. Es wurde nach ihm Nova Trajana Bostra genannt, und von seiner Zeit an zählt die sogenannte Bostra'sche Zeitrechnung (106 nach Chr.), welche in den umliegenden Landen angewendet wurde. Wahrscheinlich hat zu jener Zeit die oben erwähnte Einwanderung reich entwickelter Kulturstämme aus Südarabien stattgefunden und die Stadt schnell zu Macht und Ansehen gebracht. Die Lage derselben war als eines der grossen Handelscentren zwischen Osten und Westen überaus günstig; indische und persische Handelswaren wurden herangeführt und gegen die Produkte der Westlande umgetauscht, und Bosra spielte

in jenen glücklichen Zeiten eine ähnliche Rolle wie Damaskus. Grosse Reichtümer wurden hier angehäuft, eine Menge öffentlicher und privater Prachtgebäude aufgeführt. Das Christentum fand in Bosra früh Eingang, das Kreuz und das christliche Monogramm wurde an den Häusern der reichen Landesherren über Fenstern und Thüren angebracht, grosse Kirchen und Klöster aufgeführt; Bischöfe von Bosra werden als Teilnehmer an den grossen ökumenischen Kirchenversammlungen genannt. Im siebenten Jahrhundert eroberten die Araber die Stadt, und von dieser Zeit an beginnt ihr langsames Sinken. Aber noch im Mittelalter war sie stark und mächtig, und die Kreuzfahrer versuchten es vergebens sie zu erobern. Sobald Bosra dann aber unter die Herrschaft der Türken gerät, ist es mit der einstigen Herrlichkeit in kurzer Zeit vorbei, und die prächtige Stadt versinkt schnell in Armut. Erdbeben rütteln an den Säulenreihen und werfen die stolzen Prachtgebäude zusammen; gegenwärtig ist Bosra nur ein Ruinenhaufen, in dessen zusammengestürzten Palästen etwa fünfzig Araberfamilien ihre Wohnungen aufgeschlagen haben.

Bosra hat also drei grosse Kulturperioden durchgemacht: die antike griechisch-römische, die christliche und die muhamedanische. Aus allen drei Perioden finden sich bedeutende, wenn gleich arg zerstörte Bauwerke, und diese sind es, welche über die Stadt in ihrer jetzigen Verkommenheit und Erbärmlichkeit noch einen Strahl vom Glanze der Vorzeit werfen. —

Auf einer kleinen Morgenwanderung, welche ich um das Gehöft des Scheiks herum unternahm, stieg ich hinauf auf eines der flachen Dächer, um einen Überblick über die Stadt zu gewinnen. Verschiedene Türme und Kuppeln ragten empor; was aber mehr als alles andere meine Aufmerksamkeit fesselte, waren vier schlanke Säulen, welche in unmittelbarer Nähe des Hofes emporstiegen. Zu ihnen begab ich mich zu allererst hin, begleitet von einem der Reisegefährten, und als wir dahin kamen, standen wir in einem der Mittelpunkte des alten Bostra. Eben hier querten sich die beiden Hauptstrassen, welche die Stadt in ihrer ganzen Länge und Breite durchschnitten, die eine von Westen nach Osten, die andere von Süden nach Norden. Sie waren mit langen Säulenreihen

geschmückt, so wie man es noch in Palmyra sieht; aber hier fanden wir die Säulen meist zu Boden geschleudert, und wir gewahrten nur chaotisch umhergeworfene Stümpfe und Stücke derselben. Diese vier Säulen, welche zuerst unsere Aufmerksamkeit erregt hatten, stehen schräg von der Strasse: sie haben zu einem grossen Tempel oder irgend einem anderen, jetzt verschwundenen Prachtgebäude gehört. Diese jetzt noch stehenden Säulen sind 42 Fuss hoch, die Kapitäle sind korinthisch und von trefflicher Arbeit.*) Ihnen gegenüber sieht man zwei andere Säulen, welche als zwei äussere Wachtposten stehen, denn die dazwischen gehörenden Säulen dieser Reihe sind zusammengestürzt; hinter ihnen steht ein Stück Mauerwerk mit drei Reihen Nischen. Vielleicht ist es ein Gymnasium, eine Bibliothek oder ein derartiges Prachtgebäude gewesen. Weit besser erhalten ist ein römischer Triumphbogen in geringer Entfernung: er besteht aus einem hohen Bogen in der Mitte und zwei kleineren Bögen an jeder Seite; auch der Länge nach st er von Bögen durchschnitten. Dieses

---

*) Siehe die Abbildung.

Siegesthor bildet den Eingang zu einer Strasse, welche zum Theater hinabführt. Sie war von Steinblöcken angefüllt, über die wir nur mit grosser Mühe hinwegkommen konnten; zu beiden Seiten finden sich die Häuserreihen des Altertums, ganz zusammengefallen und in Ruinen liegend. Wir gingen in mehrere derselben hinein und sahen die Thüren und Fenster, sowie die steinernen Balken, welche in die Wände eingerammt waren um das obere Stockwerk zu tragen. Unsere Wanderung wurde durch einige Araber behelligt, welche sich nach und nach um uns versammelten und uns durchaus alte Münzen verkaufen wollten, die sie zwischen den Ruinen gefunden hatten. Glücklicherweise gewahrten wir unsere übrige Reisegesellschaft, welche die Wanderung unter der Führung des Sohnes vom Scheik angetreten hatte, dessen hochroter Mantel sich in den öden Ruinenstrassen prächtig ausnahm. Er befreite uns von unsrer zudringlichen Begleitung, so dass wir unsere Beobachtungen in Ruhe fortsetzen konnten. Namentlich auf einige Thermen oder grosse Badeanlagen wurde unsere Aufmerksamkeit hingelenkt. Von hier gingen wir durch den soeben erwähnten

Triumphbogen und die Theaterstrasse zum Theater hin. Es ist nicht so leicht, zu diesem Zutritt zu erhalten, da es ganz in eine Festung verbaut ist, welche arabische Sultane im 13. Jahrhundert aufgeführt haben. Weil diese Festung zur Zeit als türkisches Kastell dient und eine türkische Garnison in derselben liegt, mussten natürlicherweise einige Schwierigkeiten gemacht werden, ehe die Erlaubnis zum Betreten erteilt wurde.*) Wir erach-

---

*) Professor Euting, Oberbibliothekar in Strassburg und bekannt durch seine langen und kühnen Reisen unter den Arabern, erzählte mir später, als ich mit ihm in Damaskus zusammentraf, in humoristischer Weise seinen Besuch im Kastell zu Bosra. Es war ihm und einem Begleiter gegen einen kleinen Backschisch gelungen, ins Kastell hinein zu schlüpfen. Sie standen eben und betrachteten die interessanten Überbleibsel des Altertums, als sie plötzlich von einem der Türme herab eine Donnerstimme vernahmen: „Tod und Teufel! wer hat es gewagt, diese Fremden herein zu lassen!“ Die Soldaten erschraken aufs äusserste über diese Stimme vom Himmel und erklärten, dass dieselbe von dem türkischen Obersten, der das Kommando habe, herrühre. Bald kam der Oberst in eigener Person vom Turme herab und wiederholte in barschem Tone seine Frage. Prof. Euting antwortete, dass er vom Gouverneur in Damaskus einen Brief bringe, denselben aber leider

teten es nicht unserer europäischen Würde angemessen, draussen vor dem Thore wartend zu stehen und gingen deshalb hin zu dem grossen Wasserbehälter im Süden der Stadt. Derselbe bildet ein Rechteck, dessen lange Seite über 600 Fuss misst. Die Seiten waren sorgfältig aus Steinen aufgeführt, und Treppenstufen in den Ecken führten zum Wasser hinab. Arabische Weiber wuschen Zeug darin, während andere Weiber Wasser daher holten — derartige Geringfügigkeiten beachten die Araber nicht. Solche grosse Wasser-

---

beim Scheik daheim zurückgelassen habe. „Mit diesem Schnack kann jeder kommen, der verfängt aber nicht bei mir," antwortete der zornige Oberst, und nun musste ein Eilbote abgesandt werden um den Brief zu holen. Mittlerweile begann es zu regnen, und der Oberst lud sie ein näher zu treten. Aber Euting und sein Begleiter fühlten sich durch seinen Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit beleidigt und meinten, dass ihre Würde ihnen gebiete im Regen stehen zu bleiben. Endlich kam der Bote mit dem Empfehlungsbriefe des Gouverneurs zurück, der Oberst las denselben und nun wurde er weich wie Butter. Nicht nur führte er sie selbst umher, sondern gebot auch seinen Soldaten die schweren Steine fort zu wälzen, damit sie besser sehen könnten, ja, er selbst legte Hand mit an, und so endete alles in Freude und Wohlgefallen.

behälter oder offene Cisternen trifft man überall bei den Städten in Hauran; sie stammen her aus dem Altertume und man benutzt sie noch heutiges Tages zur Wasserversorgung der Städte. Sie werden „Birket“ genannt und sind entweder im felsigen Grunde ausgehauen oder aus Quadersteinen aufgeführt; auf ihren Bau ist grosse Sorgfalt verwendet. Wasser wird ihnen entweder aus Quellen in der Nähe oder durch geschlossene Kanäle aus den Bergen zugeführt. Wir sahen häufig diese grossen Wasserbehälter; sie waren meist mit Wasser gefüllt und machten in der sie umgebenden dürren Öde einen wohlthuenden Eindruck. Die Bevölkerung, welche alles andere verfallen lässt, sucht doch um des unentbehrlichen Wassers wegen diese Cisternen einigermassen zu erhalten. In Bosra giebt es nicht weniger als drei: die eben erwähnte im Süden der Stadt; eine andere, welche an jeder Seite 300 Fuss lang ist und im Osten der Stadt sich befindet, und endlich ist im nordwestlichen Teile der Stadt eine grosse Erdvertiefung, welche unzweifelhaft von einem ähnlichen grossen Wasserbehälter herrührt.

Wir kehrten wieder zum Kastell oder

Schlosse zurück und nun wurde uns der Einlass gestattet. Es ist in Halbcirkelform aufgeführt, indem es die Form des griechischen Theaters bewahrt hat, um welches es gebaut ist, und das den innersten Kern desselben bildet. Hohe Türme flankieren es, und ein tiefer Graben schliesst es ein. Eine auf sechs Bögen ruhende Brücke führt über den letzteren zum Festungsthore hin. Wir kamen durch dieses und wurden dann durch verschiedene dunkle Gänge und hohe Säle im Spitzbogenstil geführt. Die türkischen Soldaten, denen wir hier begegneten, schienen sich keines besonderen Wohlergehens zu erfreuen. Die Uniformen waren zerlumpt und namentlich das Fusszeug in sehr schlechtem Zustande; mehrere der Krieger spazierten in den bekannten roten türkischen Schuhen mit spitzen Schnäbeln umher, was nicht eben dazu beitrug, ihr militärisches Aussehen zu erhöhen. Endlich gelangten wir zu unserm eigentlichen Ziele, nämlich dem antiken Theater. Obgleich es nach allen Seiten mit Festungswerken umbaut und zum Teil überbaut ist, hält es doch nicht schwer, die Grundzüge zu finden. Die sechs obersten Sitzreihen sind noch sehr wohl erhalten; über

ihnen läuft eine von jonischen Säulen getragene, offene Galerie hin, in welcher die Zuschauer umherwandern und Schatten suchen konnten; Überreste des Portikus und einzelne Säulen sind noch stehen geblieben. Es erhob sich ein Wortwechsel zwischen uns, ob die genannten sechs Sitzreihen, welche erhalten sind, die einzigen waren (in welchem Falle das ganze Gebäude seltsam disharmonisch gewesen wäre), oder ob die unteren Sitzreihen unter Schuttmassen und späteren Anbauten verborgen sein möchten. Die letzte Auffassung ist gewiss die richtigere. Der ganze Fussboden, die sogenannte Orchestra, ist unter gewaltigen Bauten von der Höhe zweier Stockwerke verborgen, welche die Araber zu Magazinen aufgeführt haben. Dagegen ist die Bühne, der eigentliche Schauplatz, wohl erhalten — er ist 150 Fuss lang und 30 Fuss tief — und desgleichen die Wand, welche den Hintergrund bildet, mit ihren verschiedenen Thüren für Schauspieler; sie ist mit jonischen Halbsäulen geschmückt, welche eine Fortsetzung der eben erwähnten Galerie sind, ferner mit Nischen und ähnlichen Zieraten. Trotz der störenden Umgebungen liefert dieses Bauwerk doch ein

gutes Bild von einem griechischen Theater, wahrscheinlich des zweiten Jahrhunderts nach Christus.

Ein Teil der alten Mauern Bosras ist wohl erhalten, sowie auch ein paar der alten Thore. Unter diesen muss besonders das westliche, welches am Ende der langen Hauptstrasse prangt, hervorgehoben werden. Wir gingen nachmittags dahin: ein höchst beschwerlicher Weg, da die ganze weite Strecke mit wirr übereinander gestürzten Steinblöcken bedeckt ist. Dies muss jedoch hauptsächlich den Erdbeben zugeschrieben werden, denn Menschenhände würden eine so entsetzliche Zerstörung nicht hervorrufen können. Das Ganze ist eines der wildesten und trostlosesten Bilder, wie man sie sich nur denken kann, gleichsam ein im Wogen erstarrtes Meer von lauter gewälzten Steinblöcken; und nicht ein einziger Baum oder Busch war zu sehen, dessen frisches Grün inmitten des Todes und all dieser Zerstörung einen Schimmer von Leben hätte geben können. Endlich erreichten wir das Thor und warfen einen Blick hinaus über die öden und unbebauten Gefilde ausserhalb. Die matten Strahlen der untergehenden Sonne fielen

über die trostlose Wildnis und erhöhten den unsagbar melancholischen Eindruck, den der Greuel all dieser Zerstörung hervorrief.

Wir gingen wieder die lange Strasse zurück, welche einst zu beiden Seiten mit Säulenreihen geschmückt war, von denen noch einzelne Stümpfe und Stücke zwischen den Steinhaufen hingeschleudert lagen. An dem jenseitigen Ende der Strasse erhob sich der andere Triumphbogen, so dass also die lange säulengeschmückte Strasse an beiden Enden mit zwei prachtvollen Thoren abschloss. Wenn die Sonne so, wie wir es eben sahen, bei ihrem Untergang ausserhalb des westlichen Thores stand und ihren goldenen Schimmer über die langen Säulenreihen und die bunte Volksmenge, welche zwischen ihnen wogte, hinwarf, dann muss dies ein höchst lebensvoller und glänzender Anblick gewesen sein. Einige wenige Schritte weiter finden sich ansehnliche Überreste eines sehr grossen Palastes mit mächtigen Hofräumen und vielen Gemächern in verschiedenen Stockwerken. Um einen freieren Überblick zu gewinnen, klommen wir hinauf in eines derselben; als wir wieder hinabstiegen, begegneten wir einer Herde schwarzer Ziegen, welche gedrängt die steilen

Treppen hinan wimmelten um in einem der ehemaligen Prachtsäle des Palastes für die Nacht ein Unterkommen zu suchen.

Was bisher geschildert ist, rührt unzweifelhaft her von dem heidnischen Bosra, also aus dem ersten Jahrhundert nach Chr. Aber das Christentum fand in diesen Gegenden, die seinem Ursprunge so nahe lagen, frühe und schnelle Verbreitung, und Bosra wurde eine christliche Stadt. Unter den christlichen Denkmälern nimmt die in der Mitte der Stadt gelegene Kathedrale den vornehmsten Platz ein. Sie ist nach demselben Grundplane wie die St. Georgskirche in Ezra gebaut: ein viereckiges Kuppelgebäude. Die Aussenmauern bilden ein Viereck, in dieses ist ein Zirkel eingeschrieben, über welchem die grosse Kuppel sich wölbte. Über der mittleren Eingangsthür ist ebenso wie an der Kirche in Ezra eine griechische Inschrift angebracht, welche mitteilt, dass die Kirche im Jahre 407 (d. i. 512 n. Chr.) von dem Erzbischof Julianus erbaut wurde. Allein die Dimensionen sind hier doppelt so gross wie in der Kirche in Ezra, und die Architekten haben diese grossen Verhältnisse nicht zu bewältigen vermocht. Es scheint,

als wenn die grosse Kuppel eingestürzt sei, weil man nicht vermocht hat, den sie stützenden Pfeilern die nötige Tragkraft oder der Kuppel die nötige Leichtigkeit zu geben. Gegenwärtig steht nur das Viereck der Aussenmauern samt dem Chore und zwei Seitenkapellen; die innere Partie der ganzen Kirche ist in sich zusammengestürzt. Trotzdem macht der weite Raum noch einen grossartigen Eindruck, und man ermisst, dass es eine reiche und angesehene Gemeinde gewesen sein muss, welche ein solches Gebäude hat aufführen lassen können, selbst wenn man noch der erforderlichen technischen Fertigkeit ermangelte um so grosser Massen Herr zu werden.

In der Nähe der Kirche sieht man die Ruinen eines Klosters; es ist in einem länglichen Viereck gebaut, allein auch hier ist das Dach und das ganze Innere zusammengestürzt, und nur die vier Aussenmauern mit ihren Fensteröffnungen sind stehen geblieben. Das Kloster und eine kleine verfallene Kirche in der Nähe führen den Namen des Klosters und der Kirche Boheiris, und hier beginnen die muhamedanischen Sagen und Traditionen einzugreifen. Muhamed soll nämlich als Knabe

mit den Handelskarawanen nach Bosra gekommen sein, ehe er selbst oder irgend ein anderer seine künftige Grösse ahnte. Der Mönch Boheiri, dessen eigentlicher Name Sergius oder Georgius ist, soll ihm da begegnet sein und ihm seine grosse Zukunft vorhergesagt haben; später soll er ihn mit dem Alten Testament bekannt gemacht und ihm verschiedene Stücke bezeichnet haben, welche dem Koran eingefügt wurden. Als Bosra nach dem Tode Muhameds von seinen fanatischen Anhängern erobert wurde, sollen Boheiris Kloster und seine Kirche verschont worden sein.

Und hiermit sind wir bis zur muhamedanischen Periode in der Geschichte Bosras vorgeschritten, welche noch immer fortdauert und wohl als die Hauptursache des gegenwärtigen Elendes und tiefen Verfalles bezeichnet werden kann.

Aus dieser Zeit stammen die verschiedenen Moscheen Bosras, welche alle in mehr oder weniger verfallenem Zustande sind. Unter diesen ist die Moschee El Mebrak (d. i. niederknieen) ein Gegenstand besonderer Ehrfurcht. Hier soll nämlich das Kamel des Kalifen Omar, welches den Koran trug (nach

andern Muhameds eigenes Kamel) gekniet haben: auf einer Steinplatte werden noch vier Vertiefungen als Eindrücke der Kniee des Kamels gezeigt. Ausser dieser kann noch die Moschee des Kalifen Omar mit ihrer ausgezeichnet schönen Säulenreihe, von welcher 16 aus Marmor, die andern aus Basalt sind, hervorgehoben werden; möglicherweise sind sie andern, älteren Gebäuden, Kirchen oder Tempeln entnommen, aber die phantastische Zusammenstellung der verschiedenen Säulenordnungen ist äusserst wirkungsvoll. In der einen Ecke befindet sich ein hoher viereckiger Turm, zu dessen Spitze eine wohl behauene Treppe hinanführt. Von diesem erhabenen Standpunkt aus überschaut man das grosse Ruinenfeld, welches Bosra jetzt ist: die dachlosen Häuser, die zusammengefallenen Kirchen, die gespaltenen Mauern und die unendliche Menge von Steinblöcken, welche rings umher hingeschleudert liegen — ausserhalb der Stadt die unangebauten und baumlosen Felder und endlich in weitester Ferne am Horizonte die Wüste.

Was vor allen anderen Ruinenstädten im Süden und Osten Bosra ein eigentümliches

Aussehen giebt, ist der Mangel an Pflanzenwuchs. Sonst pflegt die Natur über die Zerstörung einen Schleier lebendigen Grüns zu ziehen, allein das ist hier nicht der Fall. Keine Bäume, keine Büsche, kaum einzelne Grashalme hier; überall die nackten Steine in unermesslichen Mengen, aus welchen die einzelnen Säulen und Mauerreste sich emporheben. Eben diese öde Starrheit im Gegensatz zu dem üppigen, reichen Kulturleben, welches einst hier geblüht hat, giebt Bosra das Gepräge der tiefsten Melancholie.

Einen starken Gegensatz hierzu bildet Kanawat, wohin wir uns von Bosra aus begaben. Auch hier sind Ruinen von Theatern, Tempeln und Kirchen, vielleicht noch mehr als in Bosra; aber hier giebt es rinnendes Wasser, hier sind Bäume und Büsche, welche zwischen den Ruinen emporspriessen, und diese erhalten dadurch ein ganz anderes frisches und ansprechendes Aussehen.

Wir kamen spät abends nach Kanawat, als es bereits dunkel war. Wir hatten nämlich von Bosra aus einen kleinen Umweg gemacht, um zwei andere merkwürdige Ruinenstädte in Augenschein zu nehmen, Kreye

und Hebran. In der ersten sahen wir mitten in der Stadt ein prächtiges Wasserbassin, an den zwei Seiten umgeben von dreifacher Säulenreihe, bedeckt mit flachem Dache, in dessen Schatten man Platz nehmen und sich über den Anblick des klaren Wassers freuen konnte — eine Inschrift teilt mit, dass es ein Werk der Römer sei. Hebran ist eine Drusenstadt, gelegen auf einer vorspringenden Höhe mit weiten Aussichten über die umliegenden Ebenen. Wir waren jetzt in die Hauranberge hinaufgekommen, an der Ostseite der Ebene; hier findet sich einiger Baumwuchs. Unter der Säulenhalle eines früheren Prachtgebäudes, halb Schloss, halb Kirche, nahmen wir unser Frühstück ein, indem wir zugleich die nach allen Seiten sich eröffnende herrliche Aussicht genossen. Gerade vor uns nach Norden hatten wir den pyramidenförmigen Vulkan Kleb, welcher jetzt ausgebrannt ist, dem aber einst gewaltige Lavamassen, die Ebenen bedeckend, entströmten. Unten, am Fusse der Anhöhe entlang, sahen wir einen langen Zug junger Kamele vorüberziehen; man erzählte uns, dass sie einem Nomadenstamme gehörten, jedoch auf den Saatfeldern der Stadt auf-

gehoben seien, und dass der Scheik Bussgeld für sie fordern wolle, ehe er sie wieder zurückgebe — einen halben Mejiddi (etwa 1³/₄ Mark) für jedes Kamel.

Während wir selbst in die Berge zogen, hatten wir die Lasttiere mit Proviant, Betten und dem übrigen Gepäck auf einem besseren Wege nach Sueida vorausgesandt, wo wir um zwei Uhr eintreffen sollten. Durch unsere Besuche in Kreye und Hebran verspäteten wir uns jedoch so sehr, dass es sechs Uhr wurde, ehe wir Sueida erreichten, und die Folge davon war, dass, als wir vor dem Hause des Scheik Halt machten, welches von einer Säulenreihe, den Resten eines Tempels, in welches es eingebaut ist, umgeben ist, man uns mitteilte, dass das ganze Reisegepäck nordwärts nach Kanawat gezogen sei. Wir waren demnach genötigt zu folgen, obgleich wir ausserordentlich gern in Sueida geblieben wären, wo manches zu sehen ist. Wir mussten uns nun damit begnügen, in grösster Eile eine Wanderung durch die Stadt zu unternehmen, wo wir namentlich bei den Ruinen der grossen Kirche aus dem vierten oder fünften Jahrhundert verweilten. Das Dach ist herabgestürzt

und das meiste von den Seitengebäuden verschwunden, nur Säulenstümpfe umgeben den Grundplan der Kirche; dagegen ist ein grosser Teil der Aussenmauer erhalten; namentlich macht die Westseite mit ihren drei Eingängen einen prächtigen Eindruck, ebenfalls die Nordmauer mit einer Reihe rundbogiger Fenster. Zu langen Untersuchungen hatten wir aber nicht viel Zeit, denn die Sonne stand schon tief am Himmel. Wir bestiegen wieder unsere Pferde und zogen weiter. Ausserhalb der Stadt sahen wir ein kleines Gebäude sich scharf gegen die Abendröte abzeichnen. Es ist ein Grabmonument in römischem Stile, welches laut einer Inschrift ein arabischer Emir im ersten Jahrhundert zu Ehren seiner Gattin hat errichten lassen.

In geringer Entfernung begegneten wir einigen Arabern mit langen Büchsen. Auf unsere Frage, wohin sie gedächten, antworteten sie: nach Kanawat; wir nahmen sie also als Wegweiser und zugleich als eine Art von Schutzwache mit. Wir stiegen nun den westlichen Abhang der Haurangebirge hinan und bewunderten den prachtvollen roten Abendhimmel über der Ebene. Aber

das Licht schwand schnell, und es galt rasch von hinnen zu kommen. Wir trieben unsere müden Pferde vorwärts und beeilten uns möglichst. Unsere Wegweiser erzählten uns, dass wir den Scheik in Kanawat nicht zu Hause treffen würden: er sei fortgereist um zwischen zwei benachbarten Araberstämmen, die in Streit geraten waren, den Frieden zu vermitteln. Sie hatten einander eine förmliche Schlacht geliefert, in welcher zwanzig Mann gefallen und eben so viele verwundet worden waren. Dies war nun eben nicht sehr beruhigend, denn wenn derartige Stammesfehden ausbrechen, dann erwacht auch die Raubsucht der Araber, und nicht selten fallen sie bei Gelegenheit über die Reisenden her. Wir ritten durch Waldung und sahen Gestrüpp und Gebüsch zu beiden Seiten; die Dunkelheit nahm in dem Masse zu, dass ich den mit Steinen bedeckten Weg nicht finden konnte, sondern dies meinem Rösslein überlassen musste, indem ich mich nur nach den langen weissen Staubmänteln meiner Gefährten richtete, die wie Gespenster in dem finstern Walde vor mir vorauf schimmerten. Dann und wann platschten die Pferde durch Wasser, wir passierten dann einen Bach oder ein

Rinnsal. Plötzlich gelangten wir auf eine offenere Stelle und wurden durch den Anblick von schlanken Säulen überrascht, welche sich in den hellen Nachthimmel erhoben. Dies war Kanawats erster Gruss: die Ruine eines Tempels, welcher ausserhalb der Stadt liegt. Noch eine Strecke Weges hatten wir durch den Wald zurückzulegen, alsdann kamen wir zu langen Mauern; Häuser und Gebäude glitten wie Schatten an uns vorüber; endlich kamen wir auf den Gipfel eines Hügels. Hier machten wir vor einem Häuschen Halt, wohin unsere Betten und übrigen Sachen gebracht waren. Auf diese Weise kamen wir also nach Kanawat.

Wie nach Bosra, so hat man im Alten Testament auch nach Kanawat gesucht und es in Kenath wiederzufinden geglaubt, welches im 4. Buch Mose 32, 42 genannt wird. Die Stadt würde in diesem Falle sehr alt sein, allein es ist fraglich, ob es eine alte Stadt ist und ob nicht Kanawat ebenso wie Bosra weit später, zur Zeit der römischen Herrschaft, etwa um die Geburt Christi, entstanden ist. Josephus erwähnt den Ort unter dem Namen Kanatha, und die zahlreichen Ruinen sowie verschiedene Inschriften zeigen, dass er wäh-

rend der römischen Kaiserzeit, namentlich unter den Antoninen, in voller Blüte gestanden hat. Wie in Bosra, fand das Christentum hier früh Eingang, und auf den grossen ökumenischen Konzilen des fünften Jahrhunderts werden Bischöfe von Kanatha genannt.

— Am Freitag Morgen, den 3. Mai, waren wir früh in Bewegung, da das Nachtlager nicht zum besten gewesen war. Die Morgentoilette wurde aus Mangel an Platz ausserhalb des Hauses unter offenem Himmel in Gegenwart einer zahlreichen Schar von Einwohnern der Stadt vorgenommen, die mit dem grössten Interesse den Einzelheiten der Ankleidescenen folgten, welche für sie etwas Neues und Unbekanntes zu sein schienen. Dann gingen wir hinaus um die Stadt und deren Ruinen in Augenschein zu nehmen. Wir waren etwas müde und fühlten uns angegriffen von den Anstrengungen der letzten Tage, aber die frische Luft und die interessanten Altertumsüberreste stärkten uns bald und verliehen uns neue Kräfte.

Die Stadt Kanawat ist an beiden Seiten des gleichnamigen Bergstromes erbaut, welcher sie als ein tiefes Thal oder Wadi durch-

schneidet. Gegenwärtig ist sie nur von wenigen Drusenfamilien bewohnt, während ein grosser Teil der alten Stadt unbewohnt liegt, ja, zum Teil unter Eichengestrüpp verborgen ist und nun zwischen diesem aufgesucht werden muss. Aber gerade dieses Gestrüpp in Verbindung mit einzelnen Quellen und Bächen giebt Kanawat ein malerisches und weit ansprechenderes Aussehen als Bosra. Die ganze Stadt ist auf einem Berghange erbaut, der sich allmählich in der Richtung von Nord nach Süd erhebt, so dass der südliche Teil eine Art Akropolis bildet, von welcher man die eine weitgedehnte Schau darbietende Stadt sich ausbreiten sieht.

Wir gingen über den ziemlich tiefen und steilen Wadi, über den eine alte Wasserleitung führt, an einer Wassermühle vorüber und kamen zuerst zu dem antiken Theater. Es ist im Wadi selbst angelegt und in dessen Klippenwänden ausgehauen, welche demselben eine natürliche Rückenstütze gewähren. Neun Reihen Bänke sind erhalten, und von der obersten derselben geniesst man eine herrliche Aussicht auf den schneebedeckten Hermon. In der Mitte des Theaters war ein schattenspendender Feigenbaum empor

gewachsen, und nicht weit von diesem fand sich eine Cisterne. An Umfang war dieses Theater weit kleiner als jenes in Bosra, mit welchem es wahrscheinlich gleichaltrig ist, aber das frische Grün und die reizende Aussicht machten es zu einem ausserordentlich reizvollem und anmutigem Orte, von welchem wir uns nur ungern trennten. Nicht weit vom Theater fanden wir die Überreste eines Nymphäums, und hier übten wiederum eine Quelle und der reiche Pflanzenwuchs eine höchst wohlthuende Wirkung. In einiger Entfernung erblickte man einen hohen Turm, welcher zur Befestigung der Stadt gehört hat. Wir stiegen nun langsam den Bergabhang hinunter, kamen an manchen Häusern aus dem Altertume vorüber, welche jetzt unbewohnt standen, gingen über den Bergstrom zurück und stiegen zur Akropolis hinauf. Hier stiessen wir zuerst auf die Ruinen eines grossen Gebäudekomplexes, der gegenwärtig das Serail oder der Palast genannt wird. Er besteht aus zwei oder drei Säulenhallen, welche ineinander gebaut sind. Wir treffen zuerst eine grosse dreischiffige Basilika mit dem Chore im Süden. Die Anlage erinnert in mancher Hinsicht an die alten

Kirchen Sta. Agnese und St. Lorenzo in Rom und sie scheinen ungefähr aus gleicher Zeit, dem vierten oder fünften Jahrhundert, zu stammen. Dach und Decke sind zusammengestürzt, allein die meisten der korinthischen Säulen, über welchen die Rundbögen sich wölbten, stehen noch. Vor dieser Kirche befindet sich ein viereckiger Säulenhof, der einen Vorhof zu derselben gebildet hat und sich gegen Norden zu einem Portikus mit sechs prachtvollen korinthischen Säulen öffnet. Unmittelbar an der Seite dieses Vorhofes findet man einen andern, wahrscheinlich noch älteren Prachtbau, wie es scheint eine Basilika, welche ursprünglich das Chor im Osten gehabt hat, aber später bei einem Umbau so gedreht worden ist, dass das Chor nach Süden verlegt wurde, während das ältere Chor bis hinein zu dem genannten Vorhofe durchgebrochen wurde, zu welchem ein dreifacher, von kurzen Säulen getragener Vorhof führt. Über dem Portal im Westen, welches in die Kirche führt, ist das Kreuz ausgehauen und demnächst manche Verzierung von Weintrauben und Ranken. Es ist schwierig, sich eine klare Vorstellung über das Verhältnis dieser Bauwerke zu ein-

ander zu bilden. Möglicherweise ist das letztere derselben ursprünglich ein heidnischer Tempel gewesen, welcher zu einer christlichen Kirche umgebaut wurde. Aber es scheint, dass man sie später zu klein gefunden und eine weit grössere Kirche gebaut hat, nämlich diejenige, welche zuerst erwähnt wurde, von welcher die ältere und kleinere Kirche eine Art Kapelle wurde, weshalb jene Durchbrechung der Mauer stattfand. Andere meinen, dass jener grössere Prachtbau ein bischöflicher Palast gewesen sei. Wie dies nun auch sich verhalte, war es jedenfalls sehr interessant zu beobachten, wie die verschiedenen Baustile sich hier durcheinander mischen: an der einen Seite die reinen, streng gesetzmässigen klassischen Bauformen, auf der andern Seite die neuen christlichen Elemente, die, mit jenen verglichen, sich disharmonisch, zuweilen geschmacklos ausnehmen, aber gleichwohl einen ganz neuen Kunststil ahnen lassen, welcher im Begriff steht sich durchzuarbeiten. Das Ganze giebt ein treues Abbild jener unruhigen Gährungszeit, als die antike, hoch entwickelte Kultur und der neue christliche Glaube mit einander um die Weltherrschaft rangen.

Von den zusammengebauten Basiliken gingen wir einige Schritt höher die Berghalde hinan und trafen ganz oben ein Monument unzweifelhaft heidnischen Ursprungs, nämlich einen Tempel mit einer Vorhalle, die von vier grossen Säulen getragen wurde, von welchen noch zwei aufrecht stehen; innerhalb stehen zwei kleinere Säulen, welche den Eingang zur Halle bilden. Der ganze Baustil ist elegant und in allen Verhältnissen wohl durchgeführt, ein Ausdruck des klassischen Stiles in seiner ganzen Reinheit. Der Tempel trägt deutliche Spuren davon, dass er in späterer Zeit zu einem Kastell umgebaut worden ist, wozu seine hohe, die ganze Stadt beherrschende Lage ihn wohl geeignet machte. Auch Teile der alten Stadtmauern und Thore sind wohlerhalten, ebenso verschiedene Gräber ausserhalb der Stadt, zum Teil im Eichengestrüpp verborgen, welches sie überwuchert und bedeckt.

Wir stiegen von der Hochburg hinab und durchschritten rasch das Eichengebüsch, welches rings umher üppig wächst und der letzte Rest von Basans berühmten Eichenwaldungen zu sein scheint. Hier fanden wir auch jenen Tempel, dessen Säulen wir am

vorhergehenden Abend hatten empor ragen sehen. Auch er gehört, ebenso wie der Tempel droben auf der Akropolis, dem klassischen Altertume an; er besteht aus einer Cella, umgeben von siebenzehn Säulen; ausserdem ist hier ein Portikus, aus einer doppelten, je sechs Säulen enthaltenden Säulenreihe bestehend. Die Cella ist gänzlich verschwunden, und von den Säulen stehen nur noch sieben aufrecht. Sie erheben sich auf Piedestalen, sind 22 Fuss hoch und gehören der korinthischen Ordnung an; alle sind mit vieler Sauberkeit ausgeführt. Laut einer Inschrift, welche noch aufbewahrt ist, war der Tempel dem Sonnengotte geweiht; er ist auf einer steinernen Terrasse aufgeführt, und seine hohe Lage bietet nach allen Seiten hin eine herrliche Rundschau. Nachdem wir dieses schöne Bild hinlänglich genossen hatten, wanderten wir wieder zur Stadt zurück, gingen die Strassen hinan, deren festes Steinpflaster augenscheinlich aus der Römerzeit herstammt, besuchten die Wohnung des Scheiks, welche ein schön erhaltenes Haus aus dem Altertume mit zwei Säulen vor dem Eingange ist, und erreichten endlich wieder unser Quartier.

Als wir unser Frühstück eingenommen und uns etwas ausgeruht hatten, bestiegen wir wieder unsere Pferde und ritten zu den grossen Ruinen des Tempels in Siah, welche etwa eine Meile südlich von Kanawat liegen. Dieser gewaltige Tempel wurde von idumäischen Fürsten in der Zeit unmittelbar vor Christi Geburt aufgeführt. In Nischen der Vorhalle waren ihre Statuen errichtet, darunter auch eine Statue Herodes des Grossen, von welcher leider nur unbedeutende Reste übrig geblieben sind, aber eine griechische Inschrift des Piedestals nennt seinen Namen. Der Tempel war dem syrischen Götzen Baalsamin geweiht, und nach seiner ganzen Anlage meint man, dass er Ähnlichkeit mit dem Tempel zu Jerusalem gehabt habe. Wir waren sehr gespannt darauf, diese merkwürdige Stätte in Augenschein zu nehmen, aber hier wartete unser eine Täuschung. Der Tempel ist auf der Höhe eines länglichen Hügels angelegt, an dessen jähen Abhängen wir uns mit Mühe emporarbeiteten. Endlich gelangten wir hinauf und sahen — eine gewaltige Ruinenmasse von grösseren und kleineren Steinblöcken auf der Fläche der Höhe zerstreut. Die Zerstörung war

vollständig; nicht ein einziges Mauerstück oder ein Teil einer Säule erhob sich über diesem Chaos. Auch hier ist wahrscheinlich die Zerstörung des Tempels von Menschenhänden begonnen (vermutlich glaubenseifrigen Christen, die diesen Heidentempel zerbrechen wollten), aber sie ist dann von Erdbeben vollendet worden. Denn nur ein solches oder mehrere haben es vermocht, alles so schonungslos zur Erde zu schleudern, wie es hier geschehen ist. Andererseits hat dieses das Gute gehabt, dass das meiste in der Ordnung liegen geblieben ist, wie es herabgeworfen wurde, und da kein grösseres Bauunternehmen in der Nähe zur Ausführung gebracht worden ist, hat man die Trümmer so ziemlich ruhig liegen lassen. Hierdurch ist es möglich geworden, dass man bei sorgfältigerem Nachsehen und dadurch, dass man einige der schwersten Steinblöcke fortwälzte, den Grundplan und an den betreffenden Stellen Treppen und die Fundamente der Mauern, welche nun unter den Schutthaufen verborgen liegen, nachweisen kann. Mir scheint jedoch die Grundanlage nicht so sehr an den Tempel zu Jerusalem zu erinnern als vielmehr an die grossen ägyptischen Tempel. Gleichwie bei

diesen finden sich zwei grosse Vorhöfe vor dem Heiligtume; der erste derselben ist 120 Fuss lang, der andere 160, die Breite ist bei beiden die gleiche, nämlich 48 Fuss. Sie sind mit Lavaplatten gepflastert, und zu jedem derselben hat ein gewaltiges Thor, ähnlich den ägyptischen Pylonen, hinein geführt, doch sind beide ganz umgestürzt. Nachdem wir diese beiden Vorhöfe durchwandert hatten, schritten wir eine Anzahl Stufen, welche grösstenteils unter herabgestürzten Steinblöcken verborgen sind, zu der dritten Abteilung hinan, die östlich von den beiden vorhergehenden liegt und das eigentliche Heiligtum umschliesst. Dieses wird mit einem neuen Vorhof eingeleitet, der auf drei Seiten mit Säulengängen eingehägt war; auf der vierten Seite, gen Osten, lag der Tempel.*) Dieser war in zwei Stockwerken aufgeführt: in dem unteren war eine Vorhalle angelegt, in der jene oben genannten vier Statuen aufgestellt waren; eine prachtvolle Thür führte zur Tempelcella hinein. Von deren Ausstattung ist noch nichts bekannt, aber es ist

*) Grundpläne und Zeichnungen des Tempels findet man in de Vogües grossem Prachtwerke: La Syrie centrale.

wahrscheinlich, dass eine Aufräumung des Platzes und etwaige Ausgrabungen davon Kunde geben würden.

Wir kletterten auf den grossen Steinblöcken umher und versuchten uns ein anschauliches Bild von der Anlage des Tempels zu machen. Auch untersuchten wir manche der Steinblöcke und das auf ihnen ausgehauene Bilderwerk. Wir fanden Bruchstücke von geflügelten Adlern, Weinranken, Heuschrecken u. dergl., was alles zur Dekoration gedient hatte. Auch einen Altar sahen wir mit zwei an den Seiten ausgehauenen Böcken; er ist wahrscheinlich vor dem Tempel aufgestellt gewesen und hat bei Opferungen gedient, die hier vorgenommen wurden. Es schien in allem diesem eine eigentümliche Mischung von griechischem Kunststil mit einer üppigen und ungebundenern morgenländischen Phantasie hervorzutreten. Der freistehende Tempel hat eine herrliche Lage gehabt: nach allen Seiten hin bot sich freie Aussicht, namentlich nach Kanawat und dessen Palästen und Tempelbauten, die sich in nördlicher Richtung gegenüber erhoben.

Unsere Reise führte uns alsdann wieder gen Norden; wir kamen aufs neue an Kana-

wat vorüber, dessen reiche Baureste wir zur Linken liessen, und erstiegen den westlichen Hang der Hauranberge. In der Nähe unseres Weges lagen einige jetzt erloschene Vulkane, deren Lavamassen aber einst die Ledja überschwemmt haben. Wir ritten den Bergkamm entlang mit prachtvollen Blicken über die Ebene, welche sich unter uns zur Linken ausbreitete. Es war ein wunderschöner sonnenklarer Nachmittag. Die Ledja lag in herrlicher Beleuchtung, in weiter Ferne sahen wir Wasser im Sonnenscheine glänzen, es sind kleine Seeen, welche sich dort finden. Das Ziel unseres Rittes war Schubba, das alte Philippopolis. In dieser Stadt war der römische Kaiser Philippus Arabs geboren, und er ehrte seinen Geburtsort durch Ausschmückung mit einer Reihe von Prachtgebäuden. Der Umfang der Mauern und die bedeutenden Ruinen, welche innerhalb derselben vorhanden sind, zeugen davon, wie stattlich dieser Ort einst gewesen ist. Jetzt ist er grösstenteils unbewohnt, und nur einige Drusenstämme haben sich hier niedergelassen.

Schubba liegt am Fusse der Berge auf einer Lavaebene, unmittelbar an der Grenze der Ledja. Es war spät nachmittags

geworden, ehe wir droben auf der Berghalde es erspäheten, und darauf hatten wir noch eine bedeutende Strecke von der Höhe hinab zu reiten, um die Ebene zu erreichen. Die alten Mauern der Stadt sind vollständig erhalten mit ihren acht Thoren, von denen jedes in eine lange Strasse führt. Wir kamen durch das südliche Thor eine solche Strasse entlang, deren antike Pflasterung mit ihren fest zusammengefügten polygonen Lavaplatten vortrefflich erhalten war. Die Sonne war untergegangen, aber der westliche Abendhimmel leuchtete noch mit lebhaft rötlichem Schimmer, und gegen diesen sahen wir Säulen und Bögen sich scharf abzeichnen. Es war überaus stimmungsvoll und grossartig, diese Überreste einer reichen und prachtvollen Kultur der Vorzeit von den dunkeln Abendschatten halb verschleiert zu sehen, während das schwindende Sonnenlicht des Himmels gleichsam den verklärenden Goldglanz der Erinnerung darüber legte.

Wir kehrten, wie gewohnt, ein beim Scheik, welcher hier in einem Palaste mit gewaltigem Hofraum und einem solchen Labyrinth von Gängen wohnte, dass ich nur mit Mühe in die hohe steinerne Halle hinein

fand, in welcher unsere Betten aufgestellt waren. Meine Reisegefährten gingen hinaus, um einige der Ruinen in Augenschein zu nehmen, bekamen aber wegen der jetzt stark herein brechenden Dunkelheit nicht viel zu sehen; ich zog es vor, in einem offenen Portikus mit Spitzbogengewölben Platz zu nehmen, welcher unmittelbar beim Eingange zum Hofe des Scheiks lag, und von wo man in ungestörter Ruhe die schwindende Abendröte sehen konnte.

Am nächsten Tage hatten wir vollauf Sonne und Licht, um eine erfrischende Morgenwanderung durch die Stadt unternehmen zu können. Wie Bosra wurde auch Philippopolis von zwei langen schnurgeraden Strassen durchschnitten, welche vielleicht an den Seiten entlang mit Säulen geschmückt gewesen sind. Die antike Pflasterung ist vortrefflich erhalten. Wo die beiden Strassen sich im rechten Winkel schneiden, sieht man noch vier sehr grosse Postamente. Man ist der Meinung gewesen, dass Statuen auf denselben aufgestellt gewesen seien, da aber von diesen keine Spur vorhanden ist, würde es vielleicht richtiger sein, sie als Überreste eines viereckigen Bogengewölbes anzusehen,

ähnlich dem bekannten Janus quadrifrons in Rom, welcher also, wie man annehmen muss, grade über dem Schneidepunkte der beiden grossen Strassen gestanden hat. Nahe dabei stehen vier grosse korinthische Säulen, wahrscheinlich die Überreste eines Tempels. In einer anderen, entfernteren Strasse findet man umfangreiche Ruinen von Thermen, die viel Ähnlichkeit mit den Thermen Caracallas in Rom zeigen, ebenso hohe Bögen einer Wasserleitung, welche das Wasser von den Bergen zur Stadt geführt hat. Endlich ist das antike Theater zu erwähnen, von welchem die sieben Sitzreihen deutlich erhalten sind, sowie ein Teil der Bühne samt den Überresten von Tempeln und andern Bauwerken, was alles von dem hervorragenden Range zeugt, den diese Stadt in den ersten Jahrhunderten nach Christus eingenommen hat.

Schubba war die letzte grosse Ruinenstadt, welche wir in Hauran besuchten. Von hier zogen wir in zwei ermüdenden Tagereisen in nördlicher Richtung hinauf nach Damaskus. Der Weg ging an der Ostseite der Ledja entlang; wieder kamen wir hier an grossen, hohen Vulkankegeln vorüber, von

welchen Tell Schihan, auf dessen Gipfel ein kleines muhamedanisches Weli thront, der bedeutendste ist. Im übrigen bot der Weg nichts von Interesse, er ging grösstenteils über eine grosse unangebaute Ebene.

Nach einem langen Ritte erreichten wir die Drusenstadt Dekir, wo wir beim Scheik Rast hielten, welcher uns einen Raum über einem alten Tempel anwies, dessen Säulen teilweise noch in den untern Stockwerken sichtbar sind. Unsere Ankunft erregte grosses Aufsehen, denn in dieser Stadt hatte man bis dahin noch keine Männer in fränkischer Kleidertracht gesehen. Infolge dessen sammelte sich nach und nach der grösste Teil der Bevölkerung, gross und klein, teils in unserm Zimmer, teils in einem dichten Haufen ausserhalb der Thür und schaute mit grösster Aufmerksamkeit zu, wie wir unsere Mahlzeit einnahmen. Darauf setzten wir unsere Reise in nördlicher Richtung fort; wir hatten erwartet in der Stadt Suwaret el Kebire ein Unterkommen finden zu können, allein sie erwies sich als „tot“ oder in so hohem Grade von ihren Einwohnern verlassen, dass wir nirgends Aufnahme finden konnten. Wir mussten demnach weiter ziehen und kamen

abends ziemlich spät in der Stadt Brak an. Sie war nicht in sonderlich besserem Zustande, indem die meisten Bewohner wegen der unaufhörlichen Überfälle der Beduinen sie verlassen hatten. Wir fanden jedoch Quartier bei einem Drusen, welcher gerade einige Tage vorher angekommen war. Er hatte früher in den Bergthälern des Libanon gewohnt, war aber, wie er erwähnte, in einen Prozess verwickelt worden, und es hatte ihm eingeleuchtet, dass derselbe mit seinem vollständigen Ruin enden werde. Da fasste er einen raschen Entschluss, sammelte seine Familie und seine beweglichen Besitztümer und zog nach Hauran, wo er nun eines der vielen leeren Gehöfte von Barak in Besitz genommen hatte und eben im Begriff war sich einzurichten. Er überliess uns sehr willig einen Teil des Hofes zu freier Benutzung, und unsere Leute hatten schon ein lustiges Feuer angezündet und unsere Betten draussen im freien Hofraum unter offenem Himmel aufgestellt, während die Pferde und Maultiere in einem Stalle untergebracht waren. Wir fanden es jedoch umgekehrt zweckmässiger; wir liessen die Tiere in den Hof hinaus treiben und unsere Betten in den Stall hin-

ein bringen, nachdem wir denselben einigermassen hatten reinigen lassen. Auf alle Fälle entbehrten wir drinnen nicht der frischen Luft, denn die Aussenwand und die halbe Decke fehlten, so dass wir einen wundervollen Anblick des Sternenhimmels gehabt hätten, wenn Sterne zu sehen gewesen wären. Leider war das aber nicht der Fall: ein Chamsin stand im Begriff sich zu erheben und bedeckte den Himmel mit seinen Wolken. Die Nacht war ungewönlich schwül und drückend, glücklicherweise brachte sie aber keinen Regen, welcher uns so ungelegen gekommen wäre. In der Nähe hatte man eine türkische Kaserne aufgeführt, in welcher einige Soldaten einquartiert waren; etliche derselben vermochten wir gegen Spendung eines Backschisch dazu für uns während der Nacht Wache zu stehen — unsere Ruhe blieb jedenfalls ungestört.

Und dies war die letzte Nacht in Hauran. An einem entzückenden frischen Frühlingsmorgen ritten wir gen Damaskus über die grosse Ebene hin, welche in der Ferne von blauenden Bergen umkränzt wurde, unter denen besonders der schneebedeckte Hermon unser Auge erquickte. Von alters ist der

Weg hier unsicher und führt den Namen „Räuberweg“, denn die Beduinen haben ungehinderten Zutritt von den grossen Wüsten her, aus welchen sie hervorbrechen, und in denen sie wieder mit Blitzesschnelle verschwinden. Unser Dragoman von Palästina spähete nach allen Seiten, ob sich im fernen Gesichtskreise etwa plötzlich Reiter sehen liessen. Doch zeigte sich nichts, was Unruhe erwecken konnte; einzelne friedliche Reisende zogen freundlich grüssend an uns vorüber. Es darf wohl angenommen werden, dass die Sicherheit von den Jahreszeiten abhängig ist, was soviel heissen will als von den Wanderungen der Beduinen. Im Frühling und Frühsommer verkehren sie weiter im Osten, und dann wird eine grössere Anzahl von Reisenden kaum etwas von ihnen zu befürchten haben. Im Spätsommer dagegen, wenn die brennende Sonne das Gras und die Kräuter versengt, treiben sie ihre Herden weiter gen Westen und nähern sich Damaskus, und dann dürfte es weniger sicher sein, hier zu reisen.

Es war ein herrlicher Anblick, als wir den Höhenrand der Ebene erreichten und in der Ferne Damaskus inmitten seiner Gärten

liegen sahen, welche hier in dem weiten Abstande sich in dunkelblauer Färbung zeigten, im Gegensatze zu dem hellblauen Hintergrunde der umgebenden Berge. Wir hatten denn auch eine grosse Strecke Weges dahin und sollten noch in reichgemessener Weise des Tages Hitze und Beschwerden empfinden, bevor wir unser Ziel erreichten. In den Mittagsstunden brannte die Sonne heiss, und eine drückende Glutwärme lagerte sich über den offenen schattenlosen Ebenen. Erst weiterhin am Nachmittage kamen wir an die Thore von Damaskus und hatten noch einen ermüdenden Ritt, zuerst durch die sehr lange Vorstadt Meidun und darauf durch die Stadt selber, ehe wir das englische Viktoriahotel erreichten, wo wir uns ein paar Tage ausruhen und wieder an den Bequemlichkeiten des civilisierten Lebens erfreuen konnten, nachdem wir die Beschwerden und Entbehrungen überstanden hatten, welche eine Reise in Hauran mit sich bringt Hier in Damaskus trennten wir uns von unserm wackern Führer, Konsul Löytved, mit herzlichem Dank für die Fürsorge, die er uns bewiesen und für den Eifer und das Interesse, womit er uns in diesem merkwürdigen, von Fremden

nur wenig besuchten Lande umher geführt hatte.

Und was bedeutet denn dies Hauran? kann man wohl zuletzt fragen — was bedeuten diese Tempel, Kirchen, zerbrochenen Portale und umgestürzten Säulen? Die Antwort kann sehr kurz gegeben werden: Hauran bedeutet ein ausgefülltes Loch in der Kulturgeschichte. Es ist ein neues Pompeji, nicht unter, sondern über der Erde. Was dort die Asche des Vulkans bewirkt hat, das bewirkte die Wildheit der Barbaren und die Einsamkeit der Wüste hier, dass das Land unberührt und unbekannt in langen Jahrhunderten gelegen hat. Ganz sicher: völlig so wohl wie Pompeji ist Hauran nicht erhalten worden, aber es ist doch immerhin so viel übrig, dass es leicht in Gedanken sich zu einem Ganzen zusammenfügen lässt. Auch nicht ist es ein einzelner Augenblick, in welchem wie in Pompeji alles festgehalten und erstarrt ist, sondern eine Reihe von Jahrhunderten, fast ein halbes Jahrtausend und dazu eine der wichtigsten Perioden der Weltgeschichte, nämlich die, in welcher das Heidentum mit all seiner reichen Natur lang-

sam verschwindet, und ein neuer Glaube im Begriff steht, die Herzen zu gewinnen. Sie nimmt zuerst die Kulturformen des Heidentums unmittelbar an, so wie sie dieselben findet, doch bald beginnt die Wandlung, anfangs ganz unmerklich, aber nach und nach sich immer mehr vom Altertume entfernend, bis zuletzt eine ganz neue Kultur zum Vorschein gekommen ist, die, welche die Welt bis auf den heutigen Tag beherrscht hat, die christliche Kultur. Und diesen Wandlungsprozess können wir in Hauran und Mittelsyrien verfolgen wie sonst nirgends. Nicht dass er für diesen Länderbezirk eine Einzelerscheinung gewesen wäre — keineswegs. Was hier geschehen, ist gar nichts anderes, als was in ganz Südeuropa, einem Teile von Deutschland und Frankreich, in allen Ländern geschehen ist, wo das Christentum auf eine voll entwickelte antike Kultur stiess. Aber von dem Ringen, welches hierdurch hervorgerufen wurde, ist in diesen Landen wenig oder nichts übrig geblieben; die neuen Geschlechter, welche emporwuchsen, bildeten um oder brachen nieder, was die Väter geschaffen hatten, und jene Mischformen mussten reineren und schärfer ent-

wickelten Kunst- und Kulturformen Platz machen. Aber in Hauran sind sie bestehen geblieben wegen der eigentümlichen Bedingungen, welche in diesem Lande, wie oben nachgewiesen, herrschen. Das Beschauen der merkwürdigen Denkmäler hier ruft einen zwiefachen, verschiedenartigen Eindruck hervor. Die reine und edle Klassizität steht im Begriffe zu verschwinden, eine subjektive Willkürlichkeit beginnt sich geltend zu machen, oft mit seltsamer Geschmacklosigkeit. Dies ist der Verfall der Kunst, welcher hier uns vor Augen gestellt ist, und er wirkt abstossend. Aber man würde sehr im Unrecht sein, wenn man nur für diese Seite der Sache Augen hätte. Eine aufmerksamere und tiefere Betrachtung wird zeigen, dass wir hier nicht nur den Herbst- und Winterschlaf der Kultur haben, sondern dass auch hier ein spriessender Frühling herrscht. Aus den festen, gesetzmässigen Formen der klassischen Kultur arbeitet sich etwas Neues hervor, unbeholfen, unsicher, tastend, oft durchaus isoliert stehend, und es ist, als wenn diejenigen, welche es vorführen, selbst nicht wissen, was damit zu beginnen; aber wir finden es in einer späteren Entwicklung im Occident wieder zur Klarheit,

Bestimmtheit und Harmonie mit seinen Umgebungen entwickelt, und wir verstehen dann, dass das, was wir in Hauran sahen, die ersten Elemente eines neuen Kunststils waren, der im Begriff ist sich durchzuarbeiten. Namentlich gilt das von den Kirchen; sie zeigen eine Übergangsperiode, welche dem entwickelten Stile voran geht, den das Mittelalter uns zeigt. So die beiden oben angeführten Domkirchen in Ezra und Bosra: sie sind einige wenige Jahre vor der Sophienkirche in Konstantinopel gebaut, allein es ist deutlich zu erkennen, wie das grosse architektonische Kuppelproblem, welches in der letztgenannten glücklich gelöst ist, versuchsweise sich in den beiden ersten hervorarbeitet. Es ist Sache der Kunstgeschichte dies in Einzelheiten durchzuführen; hier wird es genug sein anzudeuten, welche Bedeutung die zahlreichen architektonischen Denkmäler in Hauran für das rechte Verständnis der abendländischen Kunstentwicklung haben.

Hierzu kommt ein Fund von ganz anderer Art, welcher nicht minderes Interesse für die mehr speziellen Forschungen bietet, das ist die grosse Anzahl von Inschriften, welche an Gebäuden oder auf einzelnen

Steinen vorhanden sind. Grade wenn man von Jerusalem kommt, wo fast alles fehlt, was man als Inschrift bezeichnen kann, weshalb man bei dem Studium der Topographie Jerusalems im Altertume sich stets auf unsicherm Grunde befindet, und nur mit der grössten Vorsicht seine Mutmassungen aufstellen kann — grade dann schätzt man den Wert dieser Inschriften in Hauran und kann nur wünschen, dass ein weniges von diesem grossen Reichtume möchte Jerusalem zu Teil geworden sein, wo ganz gewiss die antiquarischen Untersuchungen sich in viel weiter entfernt liegenden Zeitperioden bewegen. Die zahlreichen Inschriften in Hauran sind verfasst teils in arabischer, teils in griechischer und lateinischer Sprache; sie geben zum grössten Teil die Aufführung von Bauwerken oder Einweihung von Tempelgeschenken an, sprechen Gebete oder fromme Segenswünsche aus, viele sind Gräber-Inschriften und sie haben oft grosse Bedeutung, indem sie für die Zeitberechnung feste Stützpunkte abgeben. Noch grössere Bedeutung haben in dieser Hinsicht die vielen Münzen, welche in Hauran gefunden sind und fortwährend gefunden werden. Konsul Löytved hat auf

seinen verschiedenen Reisen nach und nach eine bedeutende und wertvolle Münzensammlung zusammen gebracht. Es wäre höchst wünschenswert, dass man sich beizeiten in Dänemark um dieselbe bewürbe, ehe sie in fremde Hände übergeht, in die Hände von Amerikanern oder Engländern, welche schon sehr darnach haschen.

Und es gilt die Zeit nicht zu versäumen. Ist der Zutritt zu diesem merkwürdigen Lande leichter und die Sicherheit grösser geworden, so dass man dort reisen kann, ohne den Gefahren ausgesetzt zu sein, denen früher Reisende ausgesetzt waren — dann sind andrerseits die Monumente Haurans wegen der steigenden Sicherheit mehr von Zerstörung bedroht. Je mehr die Einwanderung ins Land zunimmt und die Bevölkerung gegen die räuberischen Einfälle der Beduinen aus den umliegenden Wüsten gesichert wird, desto mehr werden auch die verlassenen Gebäude und Paläste benutzt und viele von ihnen niedergerissen werden. Namentlich führt man über die eingewanderten Tscherkessen Klage, welche in der Urbarmachung des Landes grossen Fleiss zeigen, aber eben deshalb auch grossen Fleiss in der Zerstörung

alter Monumente. Die türkische Regierung ist so weit davon entfernt die Werke des Altertums zu schirmen, dass sie im Gegenteil selbst mit der Vernichtungsarbeit allen voran geht. Als Beispiel kann der schöne Tempel von Musmieh in der Ledja angeführt werden, der noch vor ein paar Jahren wohl erhalten stand, aber, wie man sagt, jetzt niedergebrochen sein soll, um einer Kaserne Platz zu machen. Solche Zerstörungen von Denkmälern drohen nicht nur Hauran, sondern ganz Palästina und insonderheit Jerusalem. In demselben Grade als die Verkehrsmittel das Reisen erleichtern und als die steigende Sicherheit die Gefahren verringert, in demselben Grade nimmt auch für die alten Denkmäler die Unsicherheit zu, und die wenigen Reste, welche noch erhalten sind, verschwinden. Aber um so notwendiger wird es auch, so lange es noch an der Zeit ist, sorgfältig zu beobachten und zu beschreiben, was noch zu sehen ist, damit dies in jedem Falle als Wegweiser für kommende Geschlechter diene, die vielleicht nicht mehr sehen können, was uns zu sehen vergönnt war.

Druck von M. Heinsius Nachfolger in Bremen.

